

Lagebild „Jugend heute“



SOZIALWISSENSCHAFTLICHES INSTITUT  
DER BUNDESWEHR

Heinz-Jürgen Ebenrett, Peter-Michael Kozielski,  
Karl Hegner, Ingrid Welcker

**Lagebild „Jugend heute“**

Strausberg, Februar 2001

Die Verantwortung für den Inhalt liegt bei den Autoren.

Copyright by  
SOWI 2001  
Alle Rechte vorbehalten

ISSN 0342-2569

Sozialwissenschaftliches  
Institut der Bundeswehr  
Prötzeler Chaussee 20  
15344 Strausberg  
Tel.: 03341/58-1801  
Fax: 03341/58-1802  
[www.sowi-bundeswehr.de](http://www.sowi-bundeswehr.de)

## **Zusammenfassung**

Für die Bundeswehr wird es zunehmend schwerer, den für die personelle Bedarfsdeckung erforderlichen Anteil qualifizierter junger Männer und Frauen in Deutschland für einen Dienst in den Streitkräften zu gewinnen. Die Gründe hierfür liegen zum einen in aktuellen Entwicklungen des Arbeitsmarktes, zum anderen in Einstellungen, Werthaltungen und Lebensstilen der heutigen Jugend, die traditionellen Erfordernissen des militärischen Dienstes entgegenstehen.

Die gegenwärtige Situation der Mehrzahl der Jugendlichen in Deutschland ist einerseits durch komfortable Lebensbedingungen gekennzeichnet, andererseits durch eher bedrohliche Langzeitperspektiven. Letztere erwachsen u. a. aus der zunehmenden Überalterung der Gesellschaft und aus tiefgreifenden Umbrüchen auf dem Arbeitsmarkt. Hier geht der Trend deutlich in Richtung zeitlich befristeter Arbeitsverhältnisse und verstärkter Selbständigkeit, die erhöhte Mobilität, Flexibilität und lebenslanges Lernen erfordern. Längst nicht alle Jugendlichen sind auf diese Anforderungen vorbereitet. Viele fühlen sich ihnen nicht gewachsen.

Dessen ungeachtet ist die derzeitige Lebenssituation der Jugendlichen unbelasteter als

## **Summary**

The difficulties will probably more and more increase for the Bundeswehr to win over that portion of qualified young men and women in Germany for service in the armed forces which is necessary to cover the manpower needs. The current developments on the labor market as well as attitudes, value perceptions and lifestyle of youth nowadays which are significantly contradictory to the traditional demands of military service speak for this presumption.

The current youth situation in Germany is characterized one the one hand by clearly comfortable life conditions on the one hand, and by rather threatening long-term prospects on the other. The latter result from the rise in the ratio of old people to the total population and from radical changes on the labor market showing the tendency towards time-limited jobs and increased self-employment both requiring a high level of mobility and flexibility as well as life-long learning. The number of those young people being prepared for these requirements and being able to cope with them is far from the majority.

Nevertheless, the current life situation of young people certainly is more free from worries than it ever was before. Most of

wohl jemals zuvor. Die meisten haben bzw. erhalten eine qualifizierte schulische und berufliche Ausbildung, in der Regel auch den gewünschten Einstieg in das Berufsleben. Frühe und hohe Arbeitsentgelte sowie Taschengeldzuwendungen ermöglichen bereits Heranwachsenden eine breite Teilnahme am Konsumleben. Die Bedingungen im Elternhaus sind durch Großzügigkeit und Toleranz geprägt. Dementsprechend bekunden viele Jugendliche eine recht harmonische und partnerschaftliche Beziehung zu ihren Eltern.

Die jungen Leute nutzen intensiv ihre Freiräume und Möglichkeiten. Institutionelle Bindungen und Verpflichtungen suchen sie zu meiden. Ihr Lebensstil ist vor allem auf Freizeit und Konsum ausgerichtet. Er wird getragen von einem hohen Grad automobiler Mobilität, „high-tech“-Ausstattung und vielfältiger Medienutzung. Die Bereitschaft, zur Steigerung der Intensität des Alltagslebens Risiken einzugehen, auch in Form von Drogenkonsum, ist unter männlichen und weiblichen Jugendlichen weit verbreitet.

Dem Ausleben von Bedürfnissen und institutioneller Bindungslosigkeit steht ein großes Bedürfnis nach Sicherheit, Verlässlichkeit und Glaubwürdigkeit gegenüber. Dies zeigt sich in der hohen Wertschät-

them enjoy (or have enjoyed) a qualified education and vocational training and, as a rule, they get entry to their wished occupation. Early gained and rather high wages or plenty of pocket-money allow already adolescents to take broadly part in consumption. Relation in the parents' houses are marked with tolerance and generosity. Correspondingly, many of young people witness harmonious and equal relations with her parents.

Youth are making use of their freedom and opportunities. They try to avoid institutional links and obligations. Their lifestyle is particularly orientated towards leisure and consumption borne by a high degree of auto-mobility, 'high-tech' equipment and miscellaneous use of media. The willingness to take risks in order to intensify everyday experience – not least by drug abuse – is being widespread among both male and female youngsters.

Living their lives to the full freedom and the lack of institutional links are confronted with a high desire for security, reliability and plausibility. This is reflected by the importance given again to fidelity and partnership, family and profession as well as by increasing values of regional roots. By far, youth do less identify with organizations of the state and their representatives than with

zung von Treue und Partnerschaft, Familie und Beruf sowie in der zunehmenden Bedeutung von Formen regionaler Verwurzelung. Mit staatlichen Organisationen und ihren Repräsentanten, mit Presse und Werbekampagnen können sich Jugendliche weit weniger identifizieren als mit Initiativgruppen und von den Massenmedien geschaffenen Kultfiguren.

Von der globalen Entwicklung in Wirtschaft und Gesellschaft profitieren in erster Linie besser qualifizierte Jugendliche; weniger privilegierte sehen durch den gesellschaftlichen Wandel ihre Identität und Lebensperspektive eher bedroht. Mehr als Erwachsene mit vergleichbaren Sichtweisen neigen sie zu deviantem Verhalten und zur Anwendung körperlicher Gewalt. Nicht zuletzt vor diesem Erfahrungshintergrund muss die Bundeswehr gerade für besser gebildete Jugendliche attraktiv bleiben.

initiative groups and TV cult characters.

The better educated youth do first of all profit from global development in economy and society. The others rather see their identity and life prospects being threatened by social changes. More than adults with similar perceptions they tend to deviant behavior and the use of physical violence. Not least because of this background of experience, the Bundeswehr will have to remain attractive just for the better educated youth.



## Inhaltsverzeichnis

<b>1</b>	<b>Vorwort des Herausgebers</b>	<b>11</b>
<b>2</b>	<b>Zentrale Ergebnisse</b>	<b>13</b>
<b>3</b>	<b>Zielgruppen in der Bundeswehr</b>	<b>20</b>
<b>4</b>	<b>Jugend – eine schillernde Lebensphase</b>	<b>21</b>
4.1	Eigenständige Lebensphase	21
4.2	Perioden des Jugendalters	22
4.3	Zunehmende Ausdifferenzierung der Lebensphasen	25
4.4	Das demografische Gewicht der jungen Generation	28
4.5	Peergruppen	33
4.6	Identitätsentwicklung	36
<b>5</b>	<b>Zentrale Lebensbereiche Jugendlicher</b>	<b>41</b>
5.1	Familie, Partnerschaft und Gruppenbeziehungen	45
5.1.1	Elternhaus	45
5.1.2	Lebenskonzepte	50
5.1.3	Freundschaften und Cliques	54
5.1.4	Risikoverhalten	58
5.1.5	Einstellungen gegenüber Fremden	66
5.1.6	Gewaltneigung und Gewaltbereitschaft	76
5.1.7	Rechtsextremismus	81
5.2	Ausbildung, Beruf und Erwartungen an den Arbeitsplatz	88
5.3	Teilnahme an Wirtschaft und Kultur	98
5.3.1	Freizeitverhalten	98
5.3.2	Konsumorientierung	102
5.3.3	„Vernetzt und verkabelt“	106

5.4	Gesellschaftspolitische Partizipation	110
5.4.1	Interesse an Politik	111
5.4.2	Deutschlandbild	117
5.4.3	Vertrauen in Institutionen	123
5.4.4	Vertrauen in die Zukunft	127
5.4.5	Wertorientierungen	130
<b>6</b>	<b>Moderne Prägungskräfte</b>	<b>136</b>
6.1	Mobilität	139
6.2	Neue Arbeitswelt	146
6.3	Multimedia	152
6.4	Rational Overchoice	159
6.5	Glokalisierung	162
<b>7</b>	<b>Einstellungen und Haltungen zur Bundeswehr</b>	<b>164</b>
7.1	Grundlegende Einstellungen zur Bundeswehr	164
7.2	Differenzierung nach Schulabschluss	167
7.3	Differenzierung nach politischer Grundeinstellung	168
7.4	Einstellungen in den alten und den neuen Bundesländern	172
7.5	Haltungen zur NATO	174
7.6	Einstellungen zur Wehpflicht	176
7.7	Bereitschaft, Soldat bei der Bundeswehr zu werden	182
7.8	Einfluss des Elternhauses	186
<b>8</b>	<b>Weitere Entwicklungen, Ausblick</b>	<b>191</b>
	<b>Literatur</b>	<b>194</b>
	<b>Die Autoren</b>	<b>204</b>

## 1 Vorwort des Herausgebers

Das Sozialwissenschaftliche Institut der Bundeswehr ist bemüht, seine vielfältigen Projekte in der Bearbeitung eng zu verknüpfen und damit zentrale Themenbereiche zu definieren, die im Rahmen der Auftragsforschung für die Bundeswehr von Relevanz sind.

Eine – wenn nicht die zentrale Herausforderung für die Streitkräfte ist die Sicherung und Stärkung ihrer Attraktivität für junge Frauen und Männer. Selbst unter der Annahme, dass die Wehrpflicht nicht zur Disposition steht, hat die Bundeswehr ein bleibendes Regenerationsproblem. Ein Wegfall der Wehrpflicht würde dies nur noch deutlicher machen.

Unsere Projekte „Unteroffizier und ziviler Beruf“ und das sich daran anschließende Vorhaben zur „Attraktivität des Berufs der Unteroffiziers“ wie auch unsere Untersuchung zu den „Freizeitinteressen von Soldaten“ sind deshalb im Zusammenhang mit dem jetzt vorliegenden Lagebild „Jugend heute“ zu sehen. Sie sollen mit dazu dienen festzustellen, wie sich die Bundeswehr ändern muss, um für qualifizierte junge Frauen und Männer attraktiv zu sein.

Die Bundeswehr ist den Gesetzen des Arbeitsmarktes unterworfen und läuft Gefahr, bei *sinkenden Verpflichtungsquoten* ihr Regenerationspotential zu verlieren, wenn durch mangelnde Modernisierung und *brüchige Identitätsfelder* ihre Attraktivität für die Jugend schwindet. Vorgesetzte und andere Verantwortungsträger sollten daher sowohl im alltäglichen Umgang mit jungen Soldaten, als auch bei grundlegenden Entscheidungen die Auswirkungen ihres Handelns auf die Jugend im Auge behalten. Hierbei kann die Kenntnis vorherrschender Einstellungen, Orientierungen und sonstiger Verhaltensgrundlagen Jugendlicher hilfreich sein. Entsprechende Informationen, die aus sozialwissenschaftlicher Sicht für Entscheidungsträger in der Bundeswehr rele-

vant erscheinen, sind im nachfolgenden Lagebild „Jugend heute“ zusammengestellt. Es soll fortlaufend aktualisiert und in regelmäßigem Abstand fortgeschrieben werden.

Das Lagebild hätte allerdings seine Funktion verfehlt, wenn es im Ergebnis dazu führt, dass Entscheidungsträger Informationen über Jugendliche für Organisationsbelange nutzen, ohne die eigenen Verantwortlichkeiten für Problemlagen zu sehen. Die Erwachsenengesellschaft, und damit auch die Bundeswehr, hat nämlich generell die Tendenz, „relevante Probleme erst gar nicht als **Problem einer Erwachsenengesellschaft** wahrzunehmen, sondern sie als typische Jugendprobleme umzudefinieren“ (Fischer/Münchmeier 1997: 17). Bundeswehrangehörige sollten in diesem Sinne Schwierigkeiten mit der Jugend stets auch in den übergreifenden Problembereich Bundeswehr und Gesellschaft einordnen. Dessen Spannungsfelder und ggf. sich entwickelnde Bruchstellen werden in den Einstellungen und Haltungen der Jugend besonders deutlich. Das Lagebild soll daher vor allem helfen, Antworten auf die nachfolgenden beiden Fragen zu finden:

- Welche besonderen Merkmale und Problemlagen kennzeichnen die heutige Jugend?
- Von welchen Feststellungen dieser Art sind Auswirkungen auf die weitere gesellschaftliche Entwicklung und auf die Zukunft der Bundeswehr zu erwarten?

Ich danke den Autoren für ihre engagierte Arbeit und bin davon überzeugt, dass mit der vorgelegten Studie die Bemühungen der Streitkräfte unterstützt werden, weiter an Attraktivität zu gewinnen.

Klaus Lohmann, Oberst i.G.  
Direktor Sozialwissenschaftliches Institut  
der Bundeswehr

## 2 Zentrale Ergebnisse

Das gegenwärtige Lagebild Jugend ist im Wesentlichen durch folgende **Feststellungen** gekennzeichnet:

- Im Spektrum der Altersgruppen sind die Jugendlichen deutlich unterrepräsentiert. Der seit einigen Jahren wieder beobachtbare leichte Anstieg der Geburtenraten ist zu gering, um dem generellen Trend der fortschreitenden **Überalterung** der Gesellschaft entgegenzuwirken.
- Nahezu jedes zweite Ehepaar (48,1%) in Deutschland ist kinderlos. Die meisten Familien haben entweder ein Kind (50,3%) oder zwei Kinder (37,4%). Nur noch 362 Tausend Familien in Deutschland (2,8%) haben vier oder mehr Kinder.
- Häufiger und deutlicher als früher werden Eltern als Vertrauenspersonen wahrgenommen. Jugendliche erleben mehrheitlich ihre **Eltern als Partner**, die sie unterstützen und beraten.
- Die traditionellen Vorstellungen von einem lebenslangen Beruf und einer lebenslangen Ehe haben sich weitgehend den Realitäten angenähert. **Ehe und eheähnliche Lebensgemeinschaften** bleiben jedoch für die übergroße Mehrheit der Befragten das am meisten angestrebte Partnerschaftsmodell.
- Die Jugendlichen in Ost und West konzentrieren ihre Lebensziele vor allem auf **Beruf und Familie**. Hierin werden gleich wichtige, zusammengehörende und miteinander zu vereinbarende Lebensbereiche gesehen.
- Typisch „weibliche“ **Lebensmuster** im Unterschied zu typisch „männlichen“ scheint es bei den deutschen Jugendlichen nicht (mehr) zu geben. Vielmehr kann eine weitgehende Identität

grundlegender Werthaltungen, Lebenskonzepte und Zukunftsplanungen festgestellt werden. Insbesondere die Verbindung von Familien- und Berufsorientierung ist eine den Jugendlichen beider Geschlechter gemeinsame Zielvorstellung.

- Während der Anteil der Zeitarbeit sich seit 1994 verdoppelt hat, nehmen Vollzeitbeschäftigungen und **traditionelle Arbeitsverhältnisse** stetig ab. Der Anteil der Selbständigen unter den Erwerbstätigen und solcher mit sog. „Patchwork Biographien“ wird erheblich ansteigen.
- Die hohen Qualifikationsanforderungen der neuen Arbeitsplätze bedingen ein **lebenslanges Lernen**. Als Bildungs- und Ausbildungsmedium gewinnt vor allem das Internet zunehmend an Bedeutung. Aber auch das Gewicht unternehmensinterner Aus- und Fortbildungsmaßnahmen wird noch anwachsen.
- Die „**Bilderwelten der Medien**“ ersetzen immer mehr die „ehemaligen Weltbilder“, die mit den traditionellen Kommunikationsmitteln Schrift und Sprache transportiert und tradiert wurden. Die Medienbilder der jungen Generation sind primär kontextabhängige, assoziative Bildfolgen mit einer hohen Dichte schnell wechselnder Sinnzusammenhänge, die nicht mehr reflektiert und integrativ verarbeitet werden.
- Risiko wird von Jugendlichen und jungen Erwachsenen vielfach mit interessanten, aufregenden Erfahrungen assoziiert. Langzeitrisiken (z. B. durch Alkohol, Nikotin) beeinflussen nur wenig die Verhaltensweisen der Jugendlichen. Die Einsicht, dass **Risikoverhalten** negative Konsequenzen nach sich ziehen kann, ist nicht sonderlich entwickelt.

- Im Straßenverkehr hochgradig gefährdet sind vor allem Angehörige der beiden Stilgruppen „Action-Typ“ und „Kicksuchender Typ“, denen zusammen knapp jeder Dritte aus der Gruppe der 18–24-Jährigen zugeordnet werden muss. Waren bislang „**High-Risk-Fahrer**“ vornehmlich männlich, kann nunmehr festgestellt werden, dass die Verbreitung verkehrsgefährdender Einstellungen auch unter jungen Frauen zugenommen hat.
- Regelmäßiger **Cannabis-Konsum** ist unter Jugendlichen in einem unerwartet hohem Maße verbreitet. Der Joint am Wochenende hat für viele die gleiche Bedeutung wie ein Glas Rotwein am Abend. Cannabis ist eine Alltagsdroge geworden.
- Vor allem bei männliche Jugendlichen ist heute vielfach eine Art „Doppelleben“ zu beobachten: Einsatzbereitschaft und Erfolg im Berufsleben auf der einen und eine actionorientierte, mit **Delinquenz** einhergehende Gestaltung der Freizeit auf der anderen Seite existieren nebeneinander, ohne als Wertekonflikt wahrgenommen zu werden.
- In den letzten 10 Jahren hat die Vergleichsrate der wegen **Gewalttaten** registrierten Jugendlichen (18 bis 20 Jahre) um knapp 170% zugenommen. Bei den Heranwachsenden (14 bis 17 Jahre) sind es 85%. Die ältere Bevölkerungsgruppe (über 30) zeigt dagegen praktisch keine Veränderungen.
- Die neuen Bundesländer weisen ein erheblich höheres Niveau polizeilich registrierter Gewaltkriminalität Jugendlicher auf als die alten Bundesländer. Auch ist in den neuen Bundesländern der Anteil der Straftaten mit **rechtsextremistischem Hintergrund** besonders hoch.

- Eine klare Mehrheit der Jugendlichen vertritt die Meinung, der Ausländeranteil in Deutschland sei zu hoch – und zwar junge Frauen ebenso wie junge Männer, im Westen nicht weniger häufig als im Osten. Die **Haltung gegenüber Ausländern** variiert jedoch mit dem erreichten Schulabschluss und dem politischen Standort der Jugendlichen: Je niedriger der Schulabschluss ist und je weiter „rechts“ sich jemand sieht, desto stärker sind die individuellen Vorbehalte gegenüber ausländischen Mitbürgern.
- Nahezu jeder zweite Jugendliche ist zudem der Ansicht, die **Einbürgerung** von in Deutschland lebenden Ausländern sollte erschwert werden oder hätte nie erfolgen dürfen. Gleiches gilt hinsichtlich der Einbürgerung von Spätaussiedlern.
- Im Jahr 1997 beendeten 30,5% der Jugendlichen in Deutschland ihre Schulpflichtzeit als Haupt- oder Sonderschüler. Nahezu ebenso viele machten das Abitur oder erwarben die Fachhochschulreife (30,2%). Die Übrigen erreichten den Realschulabschluss (Mittlere Reife) oder die Fachoberschulreife (39,3%). Unter den Absolventen weiterführender Schulen sind junge Frauen deutlich überrepräsentiert.
- Etwa jeder dritte Jugendliche unter 20 Jahren ist bereits **erwerbstätig**. In der Altersgruppe 20 bis 24 Jahre sind es sogar drei von vier jungen Männern bzw. Frauen.
- Jugendliche, die moderne Medien intensiv nutzen („Heavy User“), stellen mit deutlichem Abstand karrierebezogene **Anforderungen an den Arbeitsplatz**: Er soll Abwechslung, Aufstiegsmöglichkeiten und ein gutes Gehalt bieten. „Technikabstinente“ Jugendliche, zu denen viele junge Frauen gehören, sind dagegen primär an Arbeitsplatzsicherheit und komfortablen Rahmenbedingungen interessiert.

- Junge Hochschulabsolventen legen großen Wert auf *eigenverantwortliche Arbeit*, flache Hierarchien und flexible Arbeitsbedingungen.
- In ihrer Freizeit bevorzugen Jugendliche und junge Erwachsene Aktivitäten, die Unterhaltung und Amüsement bieten und keine längerfristigen Verpflichtungen erfordern. Moderne Medien (PC, Video, Kino) haben die traditionellen *Hobbys* (Tanzen, Musizieren, Bücher lesen) weitgehend an den Rand gedrängt. Lediglich Sport wird noch von jedem dritten Jugendlichen aktiv betrieben.
- Regelmäßiges Gehalt aus der Berufsausübung, aus Jobs und Nebentätigkeiten, aber auch elterliche Geldzuwendungen, *Taschengeld* und Geldgeschenke summieren sich bei den Jugendlichen aller Altersgruppen zu erstaunlich hohen Beträgen, die ihnen für den Konsum zur Verfügung stehen.
- Obwohl inzwischen mehr als jedem zweiten Jugendlichen zu Hause ein *Computer* zur Verfügung steht, ist dieser noch nicht das erwartete Massenmedium der Jugend geworden. Nur jeder dritte der 14–29-Jährigen beschäftigt sich zu Hause mindestens einmal wöchentlich mit ihm. Etwa jeder sechste junge Mann und jede achte junge Frau nutzen einen privaten Zugang zum Internet.
- Die Art der *Nutzung des Internets* durch die Mehrzahl der Jugendlichen ist eindeutig spielerisch (einfach rumsurfen, spielen) und gesellungsorientiert (E-Mails versenden, chatten). Sog. „nützliche“ Zwecke (Info's einholen, lernen, einkaufen, Kartenreservierung) haben nur eine nachrangige Bedeutung. Eine diesbezügliche Nutzung des Internets scheint aber ein gewichtiges Indiz für Erfolgsorientierung zu sein.

- Aktuelle Daten stützen, was die alten Bundesländer betrifft, nicht die These einer wachsenden Politikverdrossenheit. Im Osten allerdings ist das **politische Interesse** in den letzten Jahren deutlich zurückgegangen, jedoch nicht bei den bessergebildeten Jugendlichen.
- Bei der Selbsteinschätzung des **politischen Standorts** ist die „Tendenz zur Mitte“ sowohl bei den jungen Männern als auch bei den jungen Frauen stark ausgeprägt. Die Parteien am Rande des linken sowie rechten Spektrums finden nur geringe Zustimmung.
- Ihr persönliches **Deutschlandbild** stufen junge Männer in gleicher Weise wie junge Frauen insgesamt recht positiv ein. Im Ost-West-Vergleich zeigen sich geringfügige Unterschiede dahingehend, dass die Jugendlichen in den neuen Bundesländern die Lebensverhältnisse in Deutschland nicht ganz so positiv sehen wie die jungen Westdeutschen.
- Zukunftszentriertheit und Lebensplanung gehen mit einem hohen Maß an **Leistungs- und Mitwirkungsbereitschaft** einher. Gut vorbereitet auf künftige Entwicklungen fühlen sich diejenigen, die über eine gute schulische und/oder berufliche Bildung, elterliche Unterstützung und ein stabiles Selbstvertrauen verfügen. Eher pessimistische Einstellungen finden sich bei denen, die schlechtere Ausgangsbedingungen haben.
- Die grundsätzlich positive **Einstellung Jugendlicher zur Bundeswehr** hat nochmals eine deutliche Bekräftigung erfahren. Entsprechende Bekundungen junger Männer und Frauen weisen ein hohes Zustimmungsniveau aus. Die in den Vorjahren noch vorhandenen Unterschiede zwischen Ost und West haben sich deutlich verringert.

- Der Hauptteil der **Bundeswehrsympathisanten** kommt aus der politischen Mitte. Links von der Mitte finden sich ungefähr gleich viel Sympathisanten wie rechts von der Mitte. Junge Männer mit höherem Schulabschluss und solche, die sich auf dem politischen Spektrum als „links“ einstufen nehmen der Bundeswehr gegenüber eher eine distanzierte Position ein.
- Die **Wehrpflicht**, die schon in den vergangenen Jahren stets von einer Mehrheit der jungen Männer und Frauen befürwortet wurde, wird nach wie vor in hohem Maße akzeptiert. Allerdings sinkt auch hier die jeweilige Zustimmungsquote mit steigender Schulbildung und der eigenen Verortung auf dem „linken“ politischen Spektrum.
- Die grundsätzliche **Bereitschaft**, unter Umständen auch **Soldat zu werden**, ist bei jungen Männern mit Abitur oder mit Mittlerer Reife nur wenig geringer als bei Hauptschulabsolventen. Bei den weiblichen Vergleichsgruppen ist dies nicht der Fall.
- Was die vorgesehene Öffnung aller Verwendungen in der **Bundeswehr für Frauen** betrifft, so scheint die zahlenmäßige Vergrößerung der Verwendungsmöglichkeiten die Attraktivität des Soldatenberufes für junge Frauen nicht zu erhöhen.
- Die **Entscheidung der Söhne für oder gegen den Wehrdienst** wird von der Mutter in ebenso hohem Maße beeinflusst wie vom Vater. Eine „Tradierung“ von Wehrdienstbereitschaft vom Vater auf den Sohn, im Sinne einer positiven Multiplikatorfunktion des erlebten Wehrdienstes, findet nach wie vor statt.

### 3 Zielgruppen in der Bundeswehr

Möglichkeiten, ein detailliertes Lagebild „Jugend heute“ zu nutzen, bieten sich in unterschiedlichen Aufgabenbereichen der Bundeswehr. Mitarbeiter aus dem Bereich der **Presse- und Informationsarbeit** benötigen entsprechende Grundlageninformationen zur Zielgruppenbestimmung, Methodenfestlegung und Erfolgskontrolle von Werbe- und Informationskampagnen. Auch Bedarfsträger aus dem Bereich der **Nachwuchsgewinnung** zählen zur anvisierten Nutzergruppe, da sie mit Jugendlichen direkt kommunizieren müssen und nur dann erfolgreich sein können, wenn sie sich bestmöglich auf deren Erwartungen und Zielsetzungen, Verhaltensformen und Motivationslagen einstellen können.

Zum Kreis der Nutzer ist sicher auch der Aufgabenverbund **Innere Führung** und damit zugleich die Truppe in ihrer gesamten Gliederung zu zählen, da sich erfolgreiches Führungsverhalten an den spezifischen Einstellungen und Verhaltensmerkmalen der jeweils jungen Soldaten immer wieder neu orientieren muss. Hierzu ist erforderlich, dass moderne, jugendorientierte Denkweisen in den zentralen Vorgaben und Führungshilfen Eingang und Berücksichtigung finden.

Um den benötigten qualitativen Personalbestand der Bundeswehr langfristig zu sichern, müssen sich letztlich auf allen Ebenen **personalbezogene Planungen und Entscheidungen** auf zuverlässige Informationen über Orientierungen und Erwartungen, vorherrschende Präferenzen und Lebensziele junger Menschen gründen. Dies betrifft die Aus- und Neugestaltung von Laufbahnen und Ausbildungsgängen nicht weniger als den Spielraum für individuelle Mitwirkungsmöglichkeiten bei Laufbahn- und Versetzungsentscheidungen.

## 4 Jugend – eine schillernde Lebensphase

Jugend ist für viele Menschen die mit Abstand attraktivste Lebensphase, da sie in verbreiteten Vorstellungen Freiheit und Unbekümmertheit mit Gesundheit und besonders intensiven Erfahrungen verbindet. Diese erwachsen aus den körperlichen und sozialen Veränderungen, die Heranwachsende in besonderer Vielfalt und Dichte erleben. Natürlich gehen grundlegende Änderungen am eigenen Körper und im Erleben des Umfeldes auch mit erheblichen Verunsicherungen und Konflikten einher. Missliche Erfahrungen jeglicher Art sind daher Jugendlichen nicht unbekannt. Üblicherweise führen die Entwicklungen und Erfahrungen des Jugendalters jedoch zu einem durchaus erfreulichen Ergebnis, d. h. zu schulischen und beruflichen Qualifikationen, ausgeprägten Selbstbewusstsein und neuen und interessanten Kontakten sowie zu einem eindrucksvollen körperlichen Erscheinungsbild. Kein Wunder, dass Erwachsene zur Verklärung der Jugendzeit neigen und sich schwer tun, das jeweilige Verhalten Jugendlicher sachgerecht zu beurteilen. Klagen über Unangepasstheit oder gar Verderbtheit der Jugend hört man überall und reichlich. Sie lassen sich bis weit in die Antike zurückverfolgen. Eine ebenso lange Tradition haben Bemühungen, den ausschweifenden Verhaltensweisen Jugendlicher durch „Kultivierung“ und Erziehung zu begegnen.

### 4.1 Eigenständige Lebensphase

Im Alltagsdenken wird der Lebensabschnitt Jugend nicht selten mit „Erwachsenwerden“ gleichgesetzt, was dazu führt, dass die Jugend lediglich als Übergangsphase zur eigentlich wichtigeren Erwachsenenwelt angesehen wird. Jugendlichen werden daher vielfach nur die Rechte von Kindern eingeräumt, andererseits werden sie an den Verhaltensmaßstäben Erwachsener gemessen. Die Bereitschaft, in der

Jugend eine qualitativ eigenständige, von der Kindheit und dem Erwachsenenalter abzugrenzenden *Entwicklungsphase* zu sehen, ist rechtlich und gesellschaftlich erst im Zuge des tiefgreifenden Wandels der Produktions- und Sozialstrukturen in den beiden letzten Jahrhunderten gewachsen. Zuvor wurden Kinder als kleine Erwachsene angesehen, entsprechend gekleidet und bei Gesetzesverstößen ebenso bestraft. Demgegenüber wird heutzutage die Jugendphase als ein zentraler und zunehmend bedeutsamer Lebensabschnitt zwischen Kindheit und Erwachsenenwelt angesehen, der durch substantielle Handlungserfordernisse (sog. „Entwicklungsaufgaben“) sowie durch charakteristische Erfahrungswelten gekennzeichnet ist.

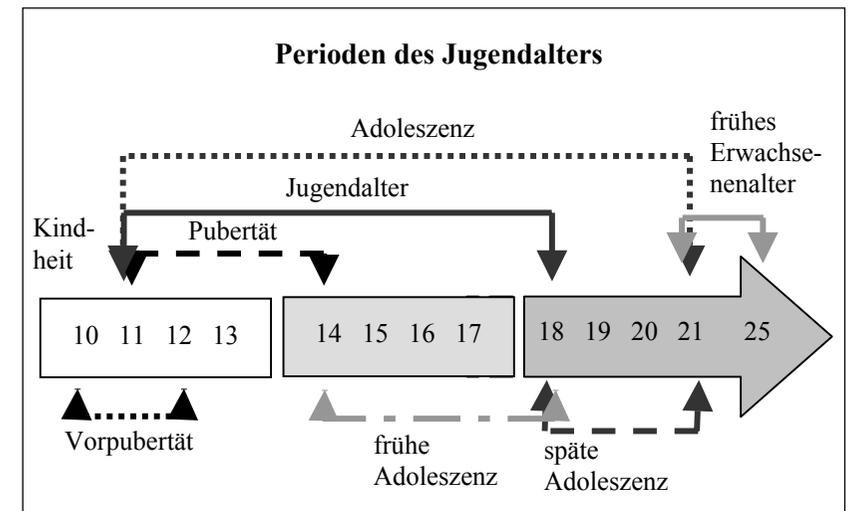
Gesellschaftspolitisch wurde Jugend „zur Zeitspanne, die von Erwerbsarbeit freisetzt und – nicht nur privilegierten Gruppen – den institutionellen Zugang zu Ausbildung und Vorbereitung auf Anforderungen der Lebensbewältigung ermöglicht“ (Oerter/Dreher 1998: 311). Darüber hinaus konnte sich Jugend „als Lebensphase des Aufwachsens in Deutschland so durchsetzen, dass sie zum allgemeinen biografischen Muster für fast alle Heranwachsenden wurde“ (Sander 2000: 3). Wegen der in den letzten Jahrzehnten immer stärker wirksamen gesellschaftlichen Bedeutung von Jugend bzw. „Jugendlichkeit“ bezeichnet Sander (2000: 3) das 20. Jahrhundert auch als das „Jahrhundert der Jugend“.

#### 4.2 Perioden des Jugendalters

Bereits auf den ersten Blick lässt das Verhaltens- und Erscheinungsbild Jugendlicher *altersspezifische Differenzierungen* erkennen, die in Abhängigkeit vom jeweils erreichten körperlichen oder intellektuellen Entwicklungsstand besonders ins Auge fallen. Grundlegende Besonderheiten gehen dabei mit begrifflichen Unterscheidungen ent-

sprechender Altersgruppen einher (z. B. Pubertierende, Adoleszenten, junge Erwachsene). Diese Abgrenzungen sind fließend und werden auch in der Fachliteratur nicht einheitlich gezogen. Dessen ungeachtet ist für die Strukturierung verschiedener Perioden innerhalb des Jugendalters eine Orientierung an fixen Altersmarken üblich. Eine diesbezügliche Übersicht über die gebräuchlichsten Begriffe und Zeitmarken haben Oerter und Dreher (1998: 312) im nachfolgenden Schema zusammengestellt:

Abb. 1: Perioden des Jugendalters



Die Begriffe Adoleszenz und Jugendalter werden weitgehend synonym und recht unspezifisch für die lange Entwicklungsspanne zwischen Kindheit und Erwachsenenalter verwendet. Dagegen sind die Begriffe Vorphubertät und Pubertät enger gefasst und mit unterschiedlichen Ausprägungsformen der Geschlechtsreife verbunden.

Die Abgrenzung von Zeitspannen nach der Geschlechtsreife ist deutlich weniger entwicklungsabhängig, sondern orientiert sich eher an der formalen Stellung der jungen Leute in der Gesellschaft. So

umfasst die „frühe Adoleszenz“ (14. bis 18. Lebensjahr) einen Zeitraum noch starker Abhängigkeit von Schule und Elternhaus. Im juristischen Gebrauch entspricht sie dem „**Jugendalter**“. Angehörige dieser Altersstufe gelten als Jugendliche im engeren Sinne.

Die „späte Adoleszenz“ (18. bis 21. Lebensjahr) ist zumeist schon durch einen Eintritt in das Berufsleben bzw. die Aufnahme des Studiums gekennzeichnet. Sie geht für viele Heranwachsende einher mit der Lösung aus dem Elternhaus und einer bereits weitgehenden Unabhängigkeit in der Lebensgestaltung. Bis 1974 lag die Volljährigkeitsgrenze am Ende dieser Altersphase. Heute endet mit dem 21. Lebensjahr die Möglichkeit, das Jugendstrafrecht anzuwenden.

Auch für das „frühe Erwachsenenalter“ (bis 25. Lebensjahr) gelten noch Besonderheiten, z. B. Einschränkungen des passiven Wahlrechts und Vorenthaltung des Adoptionsrechts, die es ebenso wie viele noch bestehende Unterhaltsansprüche an die Eltern angezeigt erscheinen lassen, auch diese Altersspanne von dem eigentlichen Erwachsenenalter abzugrenzen. Hierfür spricht nicht zuletzt, dass zunehmend viele Heranwachsende dieser Altersklasse noch die autonome Lebensführung von Jugendlichen praktizieren. Schäfer (1985: 12) bezeichnet die 21–25-Jährigen daher als „junge Erwachsene, die ihrem sozialen Status und ihrem Verhalten nach noch als Jugendliche anzusehen sind“.

Ihre noch weitgehende Ungebundenheit macht die 21–25-Jährigen in Verbindung mit der Notwendigkeit, sich schon bald beruflich entscheiden und binden zu müssen, zu einer besonders relevanten Zielgruppe auf dem Arbeitsmarkt und damit auch für die Nachwuchsgewinnung der Bundeswehr. Dies zeigt sich nicht zuletzt in dem Umstand, dass Soldaten auf Zeit (in der Laufbahn der Mannschaften und Unteroffiziere) ebenso wie Wehrpflichtige normalerweise noch bis zum Alter von 25 Jahren einberufen werden können. Wir werden da-

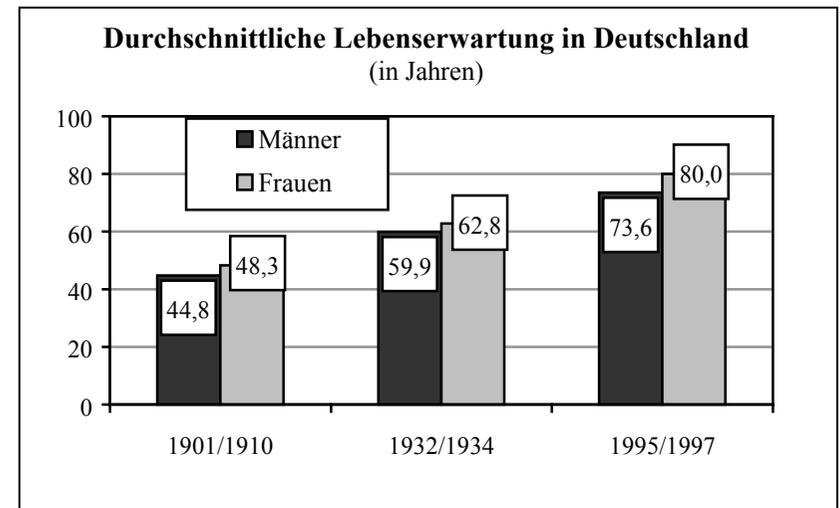
her auch die Altersgruppe der bis zu 25-Jährigen (*frühes Erwachsenenalter*) in das Lagebild „Jugend heute“ einschließen.

#### 4.3 Zunehmende Ausdifferenzierung der Lebensphasen

Die Kategorisierungen des vorangegangenen Abschnitts basieren auf Konventionen, die eine inhaltlich relevante Strukturierung der allgemeinen Lebensspanne zum Ziel haben. Die jeweils sinnvolle Art der Strukturierung variiert üblicherweise mit den sich wandelnden demografischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. So haben neben dem erheblichen Anstieg der durchschnittlichen Lebenserwartung insbesondere die drastisch verlängerten Schul- und Ausbildungszeiten sowie eine breite finanzielle Alterssicherung im abgelaufenen Jahrhundert zu einer verstärkten „Ausdifferenzierung“ (Hurrelmann 1999: 22) einzelner Lebensphasen geführt.

Die durchschnittliche Lebenserwartung in Deutschland lag um 1900 noch bei 45 Jahren. Sie ist bis heute um etwa 30 Jahre angestiegen:

Abb. 2: Durchschnittliche Lebenserwartung in Deutschland



Die verlängerte Lebensspanne schafft Raum für die Ausprägung neuer Unterabschnitte entsprechend den vorrangig bedeutsamen Entwicklungsverläufen. Wie zuvor angesprochen, haben im vergangenen Jahrhundert insbesondere die *längeren Schulzeiten* und erweiterten *beruflichen Ausbildungsgänge* zu einer erheblichen Ausdehnung des Zeitrahmens und zu einer größeren Differenzierung des Jugendalters geführt. Der sprunghaft erhöhte Ausbildungsbedarf erwuchs aus den Erfordernissen der modernen Industriegesellschaft, d. h. aus den enormen Fortschritten in Technik, Wirtschaft und Verwaltung. Er war mit einem erheblichen Bedeutungs- und Prestigezuwachs der jungen Generation gegenüber der jeweiligen Erwachsenengeneration verbunden, da die Dauer und Aktualität der Ausbildung die Jugendlichen zunehmend besser in die Lage versetzten und natürlich auch weiterhin versetzen, mit dem Fortschritt Schritt zu halten. Aus der gewachsenen gesellschaftlichen Bedeutung und dem arbeitsmarktpolitischen Gewicht der Jugend resultieren Freiräume, die sich in Formen eigenständiger kollektiver Identität darstellen.

Am anderen Ende des Altersspektrums zeichnet sich bereits eine Ausdifferenzierung des Seniorenalters dahingehend ab, dass sich dieses im Verständnis der Bevölkerung auf eine engere, sehr späte Lebensphase begrenzt, in der die Betroffenen kaum oder gar nicht mehr am gesellschaftlichen Leben teilhaben können. Andererseits scheiden heute viele ältere Erwachsene in einer solchen gesundheitlichen und finanziellen Verfassung aus dem Erwerbsleben aus, dass sie die gesellschaftlichen Partizipations-, Freizeit- und Konsumangebote intensiver nutzen können als die Mehrzahl der jüngeren. Diese „jungen Alten“ haben mit den Senioren im herkömmlichen Sinne nur noch wenig gemeinsam.

Aus den bisherigen Entwicklungen und absehbaren Tendenzen zieht Hurrelmann (1999: 24) den Schluss, dass schon in naher Zukunft der

Lebensabschnitt „Erwachsener“ nicht mehr – wie bisher – der „den Lebenslauf absolut dominierende Lebensabschnitt“ sein wird. Von den stärkeren und zunehmend bedeutungsträchtigeren Untergliederungen erwartet er vor allem drei Auswirkungen auf die Bevölkerungsmitglieder und damit auch auf die nachwachsende Generation:

1. Aus der Vielfalt von Lebensabschnitten, die ein Mensch vor sich hat, ergeben sich auch mehr Möglichkeiten der Neugestaltung seines Lebensentwurfs. So gesehen werden die *Spielräume* für die eigene Gestaltung des Lebenslaufs größer und Korrekturmöglichkeiten sind früher gegeben.
2. Der Preis für die erweiterten Handlungsräume ist der Verlust an sozialen Vorgaben und Ritualen, die eine Orientierung ermöglichen. Jeder einzelne Lebensabschnitt vermittelt nur noch Erfahrungen, aber keinen verbindlichen Grundstein mehr für die weitere Entwicklung. Mit diesem Prozess gehen *Unsicherheiten* im Hinblick auf die Abgrenzungen und Bedeutungen der einzelnen Lebensphasen einher.
3. Speziell durch die Ausdifferenzierungen der zweiten Lebenshälfte entsteht in den frühen Lebensphasen der Eindruck, über viel Zeit und Gelegenheit für die Entfaltung von Plänen und Zielperspektiven zu verfügen. Zugleich trägt die Aussicht, noch einen recht großen Abschnitt der Lebensspanne vor sich zu haben, auch Züge von Verunsicherung.

Diese Perspektiven stellen erhebliche *Mehranforderungen* an die Lebenskonzepte und Lebensplanungen heutiger Jugendlicher: „Die Ansprüche an die bewusste Gestaltung und Sinngebung der einzelnen Lebensphasen dürften gegenüber den Zeiten zu Beginn dieses Jahrhunderts angestiegen sein und weiter ansteigen. Mit Norbert Elias (1985) können wir auch von einem gewachsenen Grad der ‚Individu-

alisierung‘ sozialer Vorgaben und gesellschaftlicher Strukturen sprechen, die von jedem einzelnen Individuum eine hohe Eigenleistung bei der Gestaltung und Sinngebung des eigenen Lebens verlangen.“ (Hurrelmann 1999: 25)

#### 4.4 Das demografische Gewicht der jungen Generation

Am Jahresende 1997 lebten mehr als 9 Millionen Jugendliche im Alter von 15 bis 24 Jahren in Deutschland. Das sind lediglich 11 Prozent der Gesamtbevölkerung von 82 Millionen. Die Geschlechterverteilung ist mit einem leichten Übergewicht der männlichen Jugendlichen (51,2%) gegenüber den weiblichen Jugendlichen (48,8%) nicht ganz ausgeglichen (Abb. 3). Etwa 15 Prozent der Jugendlichen sind Kinder von Ausländern, Eingebürgerten oder deutschstämmigen Zugewanderten.

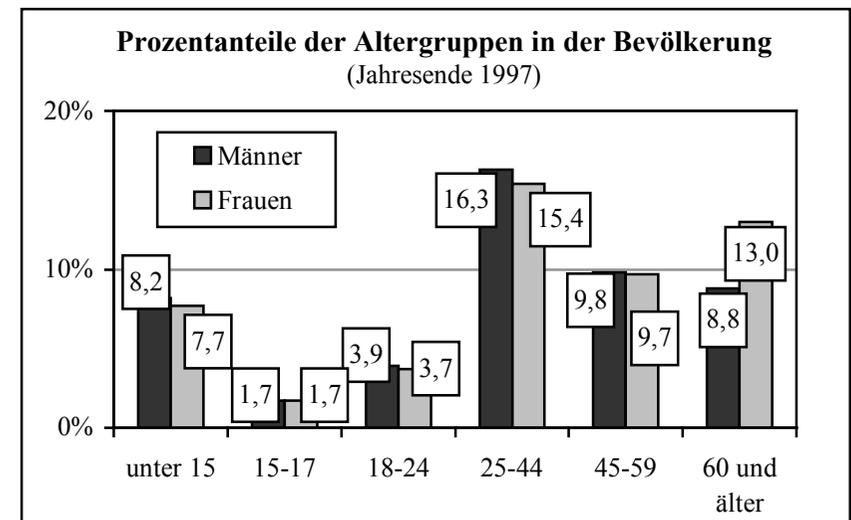
Abb. 3: Altersgruppen in der Bevölkerung

<b>Altersgruppen in der Bevölkerung am Jahresende 1997</b> (in Tausend)							
	unter 15	15–17	18–24	25–44	45–59	60 und älter	Gesamtbevölkerung
männlich	6.723	1.432	3.192	13.396	8.035	7.216	39.992
weiblich	6.376	1.356	3.046	12.636	7.940	10.711	42.065
ges.	13.099	2.788	6.238	26.032	15.975	17.927	82.057
	16,0%	3,4%	7,6%	31,7%	19,5%	21,8%	100%

Quelle: Statistisches Jahrbuch 1999

Im Spektrum der Altersgruppen sind die Jugendlichen deutlich **unterrepräsentiert** (Abb. 4). Dies ist in den neuen Bundesländern nicht anders als in den alten. Lediglich 1,1% Anteil an der Gesamtbevölkerung entfallen im Schnitt auf jeden der dieser Gruppe zugeordneten Altersjahrgänge. In der Altersgruppe der 25–44-Jährigen sind dies im Schnitt 1,6%, in der Gruppe der 45–59-Jährigen immerhin noch 1,3%. Selbst bei den über 60-Jährigen kommt man auf eine mit 1,2% noch höhere Jahrgangsstärke, wenn man als Grenzalter die durchschnittliche Lebenserwartung setzt. Bei den heranwachsenden Kindern bis 14 Jahren liegt die mittlere Jahrgangsstärke mit etwa 1,2% nur geringfügig höher als bei den Jugendlichen. Was den proportionalen Anteil der Geschlechter betrifft, so ist bemerkenswert, dass sich das leichte Übergewicht der (jungen) Männer ab dem 60. Lebensjahr (in den neuen Bundesländern bereits mit dem 53. Lebensjahr) deutlich zu Gunsten lebensälterer Frauen verschiebt.

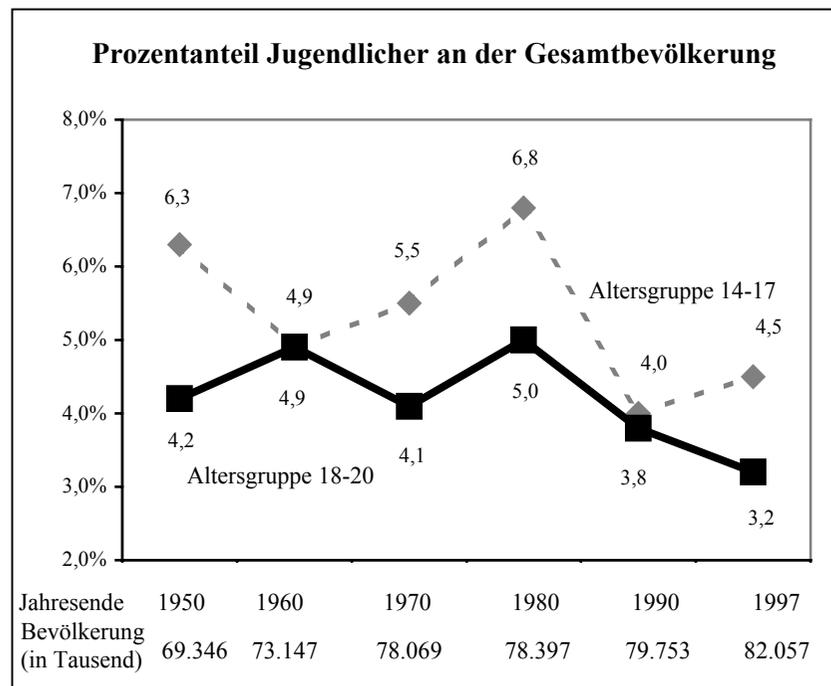
Abb. 4: Prozentanteile der Altersgruppen in der Bevölkerung



Quelle: Statistisches Jahrbuch 1999

Der Prozentanteil Jugendlicher an der Bevölkerung ist nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst ein wenig angestiegen und seit den frühen 80er Jahren jedoch deutlich eingebrochen (sog. „Pillenknicke“; Abb. 5). Der seit einigen Jahren wieder beobachtbare leichte Anstieg der Geburtenraten ist zu gering, um den generellen Trend der fortschreitenden *Überalterung* der Gesellschaft kompensieren zu können.

Abb. 5: Prozentanteil Jugendlicher an der Gesamtbevölkerung



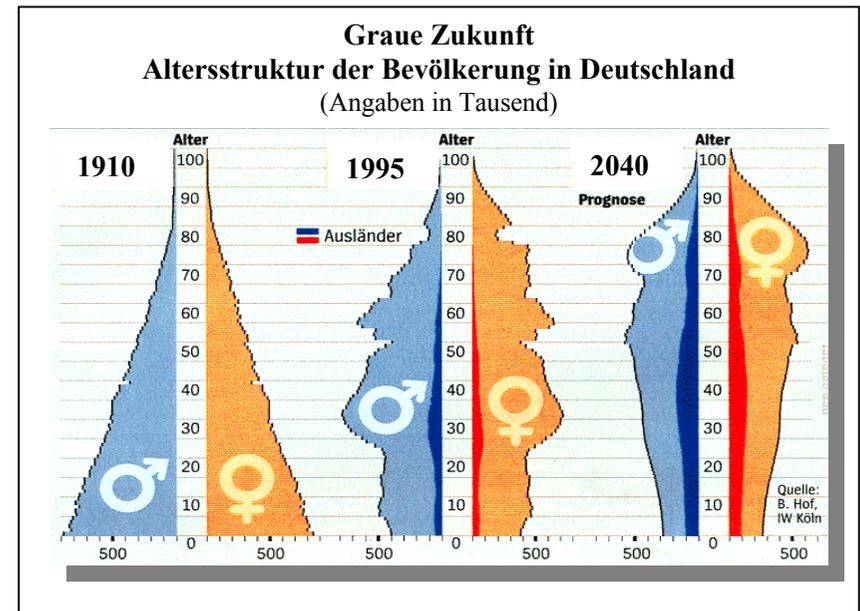
Quelle: Statistisches Jahrbuch 1999

Mehr noch als in anderen Industrieländern, in denen eine solche Tendenz ebenfalls zu beobachten ist, hat sich in Deutschland die Zusammensetzung der Bevölkerung nach Altersgruppen bereits erheblich zu Ungunsten der Kinder und Jugendlichen entwickelt und wird dies weiter tun. „Das andauernde Geburtendefizit bei gleichzeitig zuneh-

mender Lebenserwartung bewirkt einen dramatischen Wandel der Altersstruktur. Während der Anteil junger Menschen immer kleiner wird, steigt der Anteil der Älteren.“ (DER SPIEGEL 24/2000: 24)

Der Altersaufbau der Bevölkerung entspricht schon lange nicht mehr – wie noch vor dem Ersten Weltkrieg – der klassischen Pyramidenform, sondern „ähneln einer hochgewachsenen ausgefranst Tanne mit einem unten schmaler gewordenen Stamm“ (Hurrelmann 1999: 16). Auf die nächste Generation werden die Jahrgänge der Älteren bereits mit einem durchaus beängstigenden Überhang drücken. Die Zahl der über 60-Jährigen in Deutschland wird schon in 30 Jahren in etwa ebenso groß sein wie die Zahl der unter 60-Jährigen (Abb. 6).

Abb. 6: Entwicklung der Altersstruktur der Bevölkerung in Deutschland



Quelle: DER SPIEGEL 24/2000

Diese Entwicklung muss aus Sicht der Heranwachsenden ausgesprochen bedrohlich erscheinen, da sich das ursprünglich ausgewogene Verhältnis von Nutzen und Belastungen aus dem sog. Generationenvertrag massiv zu Lasten der nachwachsenden Generation verändert: Immer weniger Erwerbstätige der jungen Generation müssen für die Ruhegehälter von immer mehr Rentnern und Pensionären aufkommen. Angesichts des derzeitigen Gehaltsniveaus und der Höhe gewachsener Ansprüche sind diese Festlegungen letztlich Absicherungen eines privilegierten Lebensstandards zu Lasten der jungen Generation. Allein schon, weil sie als Wählerpotential nur eine Minderheit repräsentieren und daher kaum Einfluss auf die Politik nehmen können, haben Jugendliche so gut wie keine Möglichkeit, den gesellschaftlichen Verteilungskampf erfolgreich zu gestalten. Vor diesem Hintergrund stellt sich natürlich die Frage, inwieweit diese gesamtgesellschaftlichen Bedingungen und Perspektiven die Lebenszuversicht und Zukunftsorientierung der Heranwachsenden beeinträchtigen und eine eher anomische Grundhaltung fördern.

So bedrohlich das zunehmende *Übergewicht der Lebensälteren* für die sozialen Sicherungssysteme ist, den Jugendlichen erwachsen hieraus auch Vorteile. Zum einen werden Nachwuchskräfte auf dem Arbeitsmarkt immer rarer und damit wertvoller, was langfristig nicht ohne Auswirkungen auf das Beschäftigungs- und Einkommensniveau der jungen Leute bleiben kann. Zum anderen sind die häuslichen Bedingungen, unter denen Kinder aufwachsen, heute weniger als noch vor Einführung und Verbreitung der „Pille“ vor etwa 30 Jahren durch familiäre und wirtschaftliche Belastungen gekennzeichnet. Angesichts des Umstands, dass Kinder nicht mehr als gottgegeben hingenommen werden müssen, sondern in der Regel das Produkt einer bewussten und emotional geprägten Entscheidung der Eltern sind, darf auch ein günstiges soziales Klima für die Heranwachsenden im Elternhaus unterstellt werden.

Die gegenwärtige Situation der Jugendlichen, die gekennzeichnet ist durch ausgesprochen komfortable Bedingungen im Elternhaus einerseits und durch eine bedrohliche Langzeitperspektive andererseits, ist im Prinzip nicht dazu angetan, Initiativen und Anstrengungen zur Mitgestaltung der Zukunft zu fördern.

#### 4.5 Peergruppen

Die Jugendjahre sind gekennzeichnet durch eine wachsende und im Ergebnis sehr große Bedeutung von persönlichen Freundschaften und **partnerschaftlichen Bindungen zu Gleichaltrigen („Peers“)**. Zahl, Intensität und Dauer solcher Beziehungen sind für die individuelle Persönlichkeitsentwicklung, insbesondere die Herausbildung eines stabilen Selbstwertgefühls und sozialer Kompetenzen von entscheidender Bedeutung.

„... ‚Peer-Groups‘ sind Gruppierungen oder Interessengemeinschaften, die während des *Ablöseprozesses vom Elternhaus entstehen*. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass sie aus Gleichaltrigen bestehen, die das Individuum selbstgewählt hat aufgrund affektiver Gefühle: Liebe, Affektivität, Freundschaft, Verbundenheit usw. ... Durch sie (werden) Vertrauen, Kameradschaft, was anstellen, Selbstbestätigung und Selbstverwirklichung, sich abnabeln vom Elternhaus, eigene Geschmacks-, Wert- und Normvorstellungen und eigene Identität entwickeln ... möglich, aber auch ein ‚Schonraum‘ entsteht.“ (Nolteernsting 1998: 31) Die üblicherweise auftretenden Spannungen mit den Eltern („Loslösungs-Konflikte“) werden mit Unterstützung und Solidarität der Gleichaltrigen durchgestanden.

Gleichaltrige ermöglichen den Jugendlichen eigenständige Erfahrungen von Partnerschaft und Intimität, die sich gegenüber denjenigen im

familiären Umfeld durch das Erleben von Gleichheit und Selbstbestimmung auszeichnen. Auch bewirken sie eine Reduktion von Unsicherheit und Angst bei „Grenzüberschreitungen“ auf dem Weg nach neuen Erfahrungshorizonten. Dies betrifft insbesondere die ersten Schritte in den Erfahrungsbereich der *Sexualität*.

In der Peergruppe können sich die Jugendlichen als Gleiche unter Gleichen akzeptiert und verstanden fühlen. Wenn sie eigene Ideen und Vorschläge einbringen, können sie erleben, dass die Gruppe diese teilt bzw. sich zu eigen macht. Hierdurch lernen sie, Einfluss in der Gruppe auszuüben und entwickeln zugleich ein gesundes Selbstwertgefühl.

Die Einbindung in eine Peergruppe vermittelt den Heranwachsenden persönliche Autonomie und tragende Sozialbeziehungen. Sie bietet zudem vielfältige Identifikationsmöglichkeiten, einen zumeist markant-eigenen Lebensstil und, was nicht unerwähnt bleiben sollte, ein Forum zur Selbstdarstellung. Auch der das Jugendalter kennzeichnende Egozentrismus kann sich in der Peergruppe gut ausleben: „Jeder hat die Möglichkeit, die anderen als Publikum anzusehen und sich selbst zum Mittelpunkt zu machen. So lassen sich manche überzogenen Aktionen in der Peergruppe, wie Großsprecherei, exaltierte Bewegungen, lautes Sprechen und Schreien, besser verstehen.“ (Oerter/Dreher 1998: 370)

Die prinzipielle Gleichheit der Gruppenmitglieder und das mitunter chaotische Erscheinungsbild von Peergruppen bedeuten keineswegs, dass diese nicht auch formale und informelle Strukturen aufweisen würden. Fast immer bilden sich Dominanzhierarchien heraus. Diesbezügliche Untersuchungen an Jungen- wie an Mädchengruppen zeigten weitgehende Übereinstimmungen der Merkmale der Führungspersönlichkeiten („Alphas“): „Sie waren körperlich weiter entwickelt, aber nicht notwendigerweise frühreif, größer und schwerer sowie etwas

älter. Meistens wurden sie von ihren Gruppenmitgliedern als körperlich attraktiv, intelligent und sportlich-athletisch eingestuft.“ (Oerter/Dreher 1998: 372)

Der *Dominanzhierarchie* wird eine wichtige Gruppenfunktion zugeschrieben: Durch sie wird das Konfliktpotential und die Aggressivität innerhalb der Gruppe verringert und deren Stabilität erhöht. Entgegen mancher Annahme geht dabei Dominanz in Peergruppen keineswegs mit einem höheren Aggressivitätsniveau einher. Dies belegt nicht zuletzt eine Studie von Savin-Williams aus dem Jahre 1987, in der sechs männliche und vier weibliche altershomogene Jugendgruppen in Freizeit-Camps jeweils fünf Wochen lang beobachtet und gestestet wurden: „Das wohl verblüffendste Ergebnis ist, dass die dominantesten Gruppenmitglieder auch am ausgeprägtesten prosoziales Verhalten zeigten. Die mitgeteilten Rangkorrelationen bestätigen diesen Eindruck und belegen einen signifikanten Zusammenhang der Maße innerhalb von Dominanz und Altruismus. Über alle 10 Gruppen hinweg belegt der Autor den Befund, dass Altruismus keineswegs gegenläufig, ja nicht einmal unabhängig von Dominanz ist, sondern der Gruppenführer zugleich auch verstärkt prosozial aktiv ist.“ (Oerter/Dreher 199: 372)

Die gesellschaftliche Bedeutung der Peergruppen erwächst aus der sog. „Sozialisation in eigener Regie“ (Tenbruck 1965), d. h. aus der mit der Verlagerung emotionaler Bezüge von den Eltern auf Gleichaltrige verbundenen Einforderung und Einübung von *Selbstbestimmung*.

Durch die Herausbildung eigenständiger soziokultureller Identitäten von Peergruppen wird ein Automatismus der Perpetuierung gesellschaftlicher Werthaltungen und Handlungsmuster von Generation zu Generation tendenziell unterminiert. Die Jugend hat hierdurch grundsätzlich eine Chance, die gesellschaftliche Zukunft gemäß eigener

Vorstellungen mitzugestalten. Generationstypische Lebensstile (z. B. die „kritische Generation“ der späten 60er-Jahre und die „Narzisstische Generation“ der 80er-Jahre) basieren auf überdauernden Grunderfahrungen aus Peergruppen. Autoritäre Regime, die die Eigenständigkeiten von Peergruppen fürchten müssen, legen stets großen Wert auf eine umfassende Vereinnahmung der Heranwachsenden in zentral gelenkten Jugendorganisationen. Die Sorge um eine angemessene Übernahme grundlegender Werte und Traditionen durch die Jugend bewegt im Prinzip jede Elterngeneration in allen Staatsformen, auch die unsrige: „Je nach gesellschaftspolitischer Verortung der Betrachtenden oder der zugrunde liegenden Theorien galt in zyklischer Wiederkehr die Kontinuität der gesellschaftlichen Ordnung entweder durch Generationskonflikte oder durch eine oppositionelle oder deviante Haltung der Jugend gefährdet; man war sich nicht sicher, ob die Heranwachsenden genügend Engagement und Leistungsbereitschaft zeigen würden ... Politikabstinenz, Institutionenmüdigkeit, die ‚stille Revolution‘ des Wertewandels, rechtsradikale Tendenzen und Jugendgewalt überschatteten (jedoch) die letzten Jahrzehnte.“ (Sander 2000: 7)

#### 4.6 Identitätsentwicklung

Insbesondere für Jugendliche in der Altersgruppe von 14 bis 18 Jahren wird erlebbarer, physischer und sozialer „Raum“ für die eigene Lebensgestaltung immer wichtiger. Nach Böhnisch und Münchmeier (1993) verlangt nämlich die Erfahrung von *Individualität* nach Räumen, in denen sich junge Menschen wiederfinden und sich selbst „inszenieren“ können. Mit dem Schwinden des Einflusses und der Eindeutigkeit traditioneller Sozialisationsinstanzen (Kirche, Schule, Arbeitsplatz) wird die Erfahrung von Individualität heute weniger institutionell geformt als früher. „Die Aneignungsversuche von Räumen

werden bestimmt von der Spannung zwischen der institutionellen Verstelltheit und der Suche nach eigener sozialer Territorialität. Das rastlose Herumfahren, das viele Jugendliche am Feierabend oder Wochenende in der Region praktizieren mit seinem scheinbar ziellosen ‚Sich-im-Raum-bewegen‘ kann als Ausdruck dieser Sehnsucht, im Raum Autonomie zu erleben, gelten.“ (Böhnisch/Münchmeier 1993: 23) Tully und Schulz (1999: 23) weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass die **Sicherung sozialer Territorialität** ein gewichtiger Auslöser jugendlicher Gewalt sein kann: „Berichte in der Tagespresse haben beispielsweise gerade die Bedeutung des Raumes für Jugendliche zum Gegenstand. So z. B. wenn Jugendgewalt als Auffälligkeit thematisiert wird oder wenn in Stadtteilen unterschiedliche Ethnien aufeinandertreffen und von den beteiligten Jugendlichen bestimmte Räume ‚besetzt‘ werden.“

Das Verhalten, das die (gerade auch ethnisch definierten) Jugendgruppen untereinander zeigen, ist dabei weniger bestimmt durch individuelle Bewusstseinsstrukturen und durch interindividuelles Verhalten als vielmehr durch interne Gruppenprozesse, die auf eine eigenständige soziale Identität abzielen. Dies ist jedenfalls der Kerngedanke der „Social-Identity-Theory“ (SIT), die derzeit unter den Sozialwissenschaftlern den wohl höchsten Akzeptanzgrad in diesem Problemfeld aufweist (Tajfel/Turner 1979). Sie basiert auf der allgemeingültigen Erfahrung, dass menschliche Entwicklung in sozialen Bezügen erfolgt und wichtige Entwicklungsschritte sich nur in aktiver Auseinandersetzung mit sozialen Gruppen vollziehen. Erst im Verlaufe dieser Prozesse, in denen es auch um die Art von Informationsverarbeitung und Reduktion der Komplexität der Umwelt geht, gewinnen Heranwachsende Orientierungs- und Verhaltenssicherheit. Gallenmüller-Roschmann und Wakenhut (1999: 39) sehen den Grund für diese Prozesse in zwei zentralen menschlichen Bedürfnissen:

- „das Bedürfnis, sich selbst in die soziale Umwelt einzuordnen und sich mit ihr zu identifizieren, um ein *positives Selbstbild* zu gewinnen; verbunden ist damit das Streben nach einer gesicherten und positiv beurteilten Identität;
- das Bedürfnis, die *eigene Identität* über Vergleiche mit der sozialen Umwelt zu bestimmen“.

Konfliktträchtige Rahmenbedingungen, die Identitätsfindung und die Entwicklung eines positiven Selbstbildes erschweren, sind nicht nur durch objektive soziale Benachteiligungen einzelner Gruppen gegeben. Sie liegen auch vor, wenn diese sich im Vergleich zu anderen Gruppen subjektiv benachteiligt sehen. Nach Beck (1986: 124f.) scheint es geradezu ein Charakteristikum „postmoderner Gesellschaften“ zu sein, dass sich in ihnen Gruppen von sog. „*Modernisierungsverlierern*“ finden, die sich benachteiligt oder gar ausgegrenzt sehen, weil sie dem geltenden Leistungsanspruch nicht gerecht werden können. Sie haben mit der weitgehenden Auflösung der alten, von Klassen und Konfessionsgrenzen sowie landsmannschaftlicher und weltanschaulicher Zugehörigkeit geprägten Gesellschaft ein stützendes Element ihrer Identität verloren und sehen sich nicht in der Lage, die individuellen Handlungs- und Entscheidungsspielräume der heutigen „pluralen“ Gesellschaft zu ihrem eigenen Vorteil zu nutzen. In Anlehnung an Beck (1986: 158f.; vgl. Wakenhut 1999: 23f.) sind soziale Effekte dieser Art insbesondere auf die nachfolgenden Kennzeichen postmoderner Gesellschaften zurückzuführen:

- ***Zunehmende Distanz zwischen Bürger und Institutionen:***

Die Ausrichtung der gesellschaftlichen Institutionen (Parteien, Verbände, Kirchen, Behörden u. a.) auf traditionelle Lebenslaufbilder (soziale Klassen, herkömmliche Frauenrolle, bürgerliche Familie usw.) entspricht nicht mehr uneingeschränkt der sozialen Realität und den Vorstellungen vieler Bürger. Das Misstrauen ge-

genüber den etablierten politischen Systemen und ihren Repräsentanten findet seinen Niederschlag in einer wachsenden politischen Entfremdung.

- ***Verlust von Identifikationsmöglichkeiten und sozialer Unterstützung:***

Mit zunehmender Individualisierung verliert der einzelne Mensch zunächst Identifikations- und Stützmöglichkeiten. Er wird zudem unmittelbarer mit allgemeinen Lebensrisiken, z. B. mit Krankheit und Arbeitslosigkeit, und deren Auswirkungen konfrontiert. In seiner sozial reduzierten Lage sieht er sich für die eigenen Erfolge und Misserfolge vorrangig allein verantwortlich. Der Leistungsgedanke wird stark internalisiert, Leistungsversagen gerät zum persönlichen Versagen.

- ***Tendenzen zur Bildung von offenen (Interessen-)Gruppen:***

Tradition allein reicht nicht mehr aus, um die Aufrechterhaltung herkömmlicher Lebensformen wie Familie oder ethnischen Zusammenhalt zu rechtfertigen. Angesichts der eher offenen Sozialbeziehungen können Gruppen gebildet und Koalitionen auf der Grundlage konkreter Anliegen oder Probleme geschlossen werden. Gruppen gelten mehr als Zweckbündnisse, die sich nach Erreichen ihrer Ziele wieder auflösen. Gleichzeitige Mitgliedschaften auch in Gruppen mit nach außen widersprüchlichen Zielen sind möglich, solange die individuelle Interessenlage mit diesen Zielen vereinbar ist.

- ***Naturgegebene Merkmale als Konfliktpotentiale:***

Natürliche Unterscheidungsmerkmale der Menschen, wie z. B. Alter, Geschlecht und ethnische Zugehörigkeit, bieten überdauernde, von der aktuellen Lebenssituation unabhängige Identifikationsmöglichkeiten. Zugleich bieten sie Organisations- und Politisierungschancen, um Interessen zu bündeln und durchzusetzen.

Frühere Erwartungen, dass mit fortschreitender Modernisierung auch ethnische Differenzierungen an gesellschaftlicher Bedeutung verlieren, haben sich nicht erfüllt. Vielmehr zeigt sich, dass gerade in post-modernen Gesellschaften ethnische Grenzlinien und ethnische Bewegungen wiederbelebt werden (Esser 1988). Die transnationalen Verflechtungen von Politik, Wirtschaft, Sport und Kultur sind zu Auslösern und Vermittlern von Identifikationsprozessen geworden, „die über Massenmedien und über reale Kontakte mit Angehörigen anderer Nationen oder Ethnien bis in die familiäre Lebenswelt hineinwirken“ (Wakenhut 1999: 25). Nach den Darlegungen von Hahn (1994) und auch Nassehi (1995) muss der sichtbar angestiegene ethnische Hintergrund sozialer und politischer Konflikte als eine direkte Folge von Modernisierungsprozessen angesehen werden. „Ethnische sind ebenso wie nationalstaatliche Identifikationen eine Form der Solidaritätsbildung, die den Verlust traditioneller Bindungen und Vertrautheiten kompensieren soll. Solche Identifikationen schaffen einen Ausgleich für Entfremdungsprozesse, die mit der fortschreitenden Arbeitsteilung und der Anonymisierung der Sozialbeziehungen in modernisierten Gesellschaften einhergehen.“ (Wakenhut 1999: 26) Im Gefolge dieser Prozesse können insbesondere dann gesellschaftliche Verwerfungen aufbrechen, wenn sich die Rolle des „Modernisierungsverlierers“ mit der ethnischen Zugehörigkeit trifft (Esser 1988) oder regional ungleich verlaufende Modernisierung zum Ausgangspunkt nationalistischer Tendenzen gerät (Kern/Wakenhut 1990). Beide Funktionszusammenhänge erscheinen geeignet, Befindlichkeiten nicht weniger Jugendlicher in Deutschland, vor allem in den neuen Bundesländern, zu beschreiben. Unter Umständen können sie auch zur Erklärung manifester Äußerungsformen von *Fremdenfeindlichkeit* und *Rechtsextrémismus* beitragen.

## 5            **Zentrale Lebensbereiche Jugendlicher**

Wie bereits angesprochen (Abschnitt 3) zielt das spezifische Interesse von Bedarfsträgern der Bundeswehr an einem Lagebild Jugend auf grundlegende Informationen und Entscheidungshilfen für die Aufgabenbereiche Nachwuchswerbung, Ausbildung, Führung, Betreuung und Fürsorge. In der Summe sind die Inhalte und Bezüge dieser Aufgabenbereiche derart vielschichtig und umfassend, dass für sie mehr oder weniger alle Einstellungen und Verhaltensweisen junger Menschen relevant erscheinen. Vor diesem Hintergrund ist es wenig sinnvoll, eine irgendwie geartete Vollständigkeit des ins Auge gefassten Lagebildes anzustreben. Wir werden uns im Nachfolgenden vielmehr auf eine überschaubare Anzahl von Beschreibungsaspekten beschränken, die möglichst aussagekräftig für die zentralen Lebensbereiche Jugendlicher sind und zudem geeignet erscheinen, Verständnis für das Verhalten Jugendlicher zu fördern.

Über die strukturelle Gliederung der zentralen menschlichen Lebensbereiche gibt es einen weitgehenden gesellschaftlichen Konsens. Üblicherweise werden dabei die Bereiche Familie und Partnerschaft, Ausbildung und Beruf, Wirtschaft und Kultur, Politik sowie Sport und Freizeit voneinander unterschieden. Entsprechende Untergliederungen finden sich z. B. in den thematischen Schwerpunkten von Büchereien und Bibliotheken, aber auch in der Ressortaufteilung von Regierungen und Verwaltungen. Sie spiegeln sich nicht zuletzt in den Forschungsfeldern sozialwissenschaftlicher Disziplinen wider.

In der Entwicklungspsychologie werden unterschiedlichen Lebensbereichen auch unterschiedliche „*Entwicklungsaufgaben*“ zugeschrieben. Darunter versteht man Anforderungen und Erwartungen von zentraler gesellschaftlicher Bedeutung, die an Personen in bestimmten Lebensabschnitten gestellt werden. Das Konzept der Entwicklungsaufgaben wurde von Havighorst (1982) bereits vor dem Zweiten

Weltkrieg entwickelt und hat sich in den Sozialwissenschaften in breitem Umfang durchgesetzt. Es hat den Vorzug, dass es Entwicklungsprozesse über die einzelnen Lebensspannen hinweg aufzeigt und in ihrer Bedeutung verständlich macht. Das Konzept der Entwicklungsaufgaben hat einen umfassenden Gültigkeitsanspruch, was nicht ausschließt, dass die als zentral erachteten Lebens- und Entwicklungsfelder jeweils gesellschafts- und kulturspezifisch definiert sind.

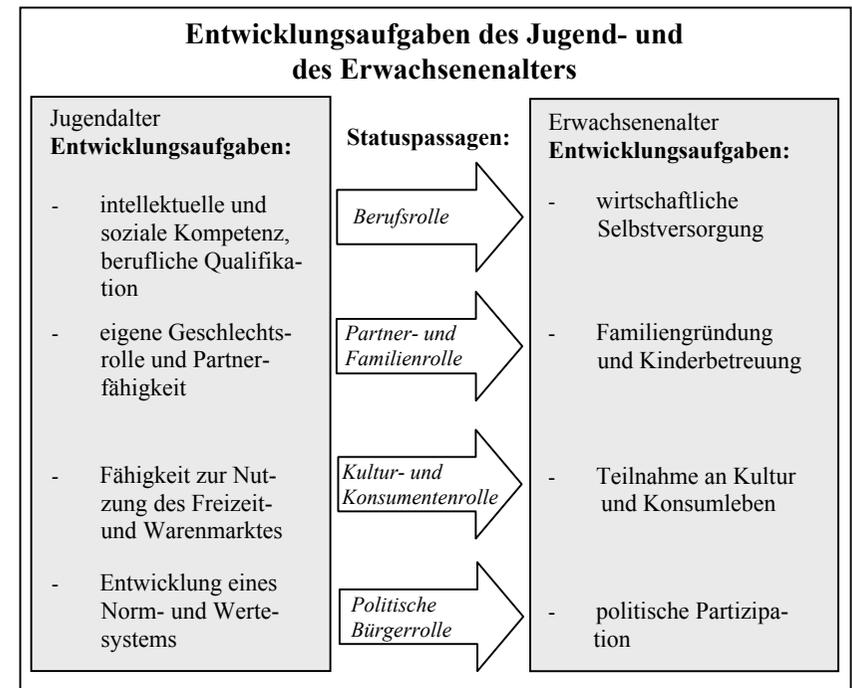
Mit Hurrelmann (1999: 33f.) lassen sich für die Jugendphase vor allem die nachfolgenden vier Hauptentwicklungsbereiche benennen:

1. Entwicklung einer **intellektuellen und sozialen Kompetenz**, um selbstverantwortlich schulische und anschließend berufliche Qualifikationen zu erwerben, mit dem Ziel, eine berufliche Tätigkeit aufnehmen zu können und dadurch die eigene, ökonomische und materielle Basis für die selbständige Existenz als Erwachsener zu sichern.
2. Entwicklung der **eigenen Geschlechtsrolle** und des sozialen Bindungsverhaltens zu Gleichaltrigen des eigenen und des anderen Geschlechts, Aufbau einer heterosexuellen Partnerbeziehung, die langfristig die Basis für eine Familiengründung und die Geburt und Erziehung eigener Kinder bilden kann.
3. Entwicklung eigener Handlungsmuster für die Nutzung des Konsumentenmarktes und des Freizeitmarktes einschließlich der Medien mit dem Ziel, einen **eigenen Lebensstil** zu entwickeln und zu einem gesteuerten und bedürfnisorientierten Umgang mit den entsprechenden Angeboten zu kommen.
4. Entwicklung eines **Norm- und Wertesystems** und eines ethischen und politischen Bewusstseins, das mit dem eigenen Verhalten und Handeln in Übereinstimmung steht, so dass die verantwortliche

Übernahme von gesellschaftlichen Partizipationsrollen im kulturellen und politischen Raum möglich wird.

Im nachfolgenden Überblick (Abb. 7) sind zu den vorstehend umrissenen vier zentralen Entwicklungsbereichen die Schwerpunktaufgaben für das Jugend- und das Erwachsenenalter wiedergegeben. Das Schema veranschaulicht die zielgerichtete Zuordnung der Entwicklungsaufgaben des Jugendalters mit den korrespondierenden Aufgaben des Erwachsenenalters. Es gibt jeweils fließende Übergänge. Inwieweit ein junger Mensch hinsichtlich seines sozialen Status noch als Jugendlicher oder bereits als Erwachsener gilt, hängt im Wesentlichen davon ab, in welchem Umfang er die **gesellschaftlichen Partizipationsrollen** („Statuspassagen“) bereits ausfüllt oder noch nicht ausfüllt.

Abb. 7: Entwicklungsaufgaben des Jugend- und Erwachsenenalters



Quelle: nach Hurrelmann (1999: 47)

Das Konzept der Entwicklungsaufgaben ermöglicht uns nicht nur eine Auswahl relevanter Beschreibungsaspekte für das Lagebild „Jugend heute“. Es kann als solches auch die vorherrschenden Motivations- und Verhaltensgrundlagen Jugendlicher verdeutlichen. Diese erwachsen nämlich aus dem generellen Bestreben jedes Jugendlichen, in den zentralen Lebensbereichen bzw. gesellschaftlichen Partizipationsfeldern den sozialen Status eines Erwachsenen zu erreichen. Das erlebte Ungleichgewicht zwischen dem jeweiligen Entwicklungsstand und dem angestrebten Zielzustand lässt die Veränderung des aktuellen Zustands als wünschenswert erscheinen. Es ist ein durchgängiges Handlungsmotiv von universeller Bedeutung und hohem Gewicht. Von entscheidendem Einfluss für das tatsächliche Verhalten sind dabei stets die Einstellungen und Erwartungen der primären sozialen Bezugsgruppe. Bei den Heranwachsenden ist es somit in hohem Maße die Sicht- und Erlebensweise der Jugendlichen selbst.

Mit der Akzeptanz und insgesamt positiven Umsetzung der umrissenen Entwicklungsaufgaben durch die junge Generation werden die entscheidenden Weichen für eine erfolgreiche Tradierung gesellschaftlicher Strukturen und Werte gestellt. In dem Umfang, in dem zunehmend viele Heranwachsende die Übernahme traditionskonformer Partizipationsrollen verweigern oder diese auch nur inhaltlich abweichend definieren, kommt es zu gesellschaftlichen Konflikten und Brüchen. Eine solche Umbruchsphase scheinen wir derzeit zu durchleben. Sie betrifft mehr oder weniger alle oben genannten Partizipationsrollen, insbesondere aber die traditionellen Berufsbindungen und die sich ändernden Formen von Familie und Partnerschaft. Auch wird zunehmend deutlich, dass sich die Zeitpunkte der Übernahme von Partizipationsrollen verschieben: Junge Menschen füllen heute erst deutlich später als ihre Eltern eine tragende Rolle in Familie und Arbeitswelt aus. Bezüglich ihrer Konsumentenrolle, mit Einschrän-

kungen auch hinsichtlich ihrer Möglichkeiten zur politischen Partizipation, ist das Gegenteil der Fall.

Den bereits sichtbaren Wandel in grundlegenden Einstellungen und Verhaltensweisen, den die heutigen Jugendlichen im Vergleich zu älteren Jahrgängen zeigen, bekommt die Bundeswehr in besonderer Deutlichkeit zu spüren, da ihr Rekrutierungs- bzw. Regenerationspotential nahezu ausschließlich aus Heranwachsenden besteht. Diese stellen einen überproportional hohen Anteil am personellen Gesamtumfang der Streitkräfte. Hierdurch ist die Bundeswehr in vieler Hinsicht bereits heute mit Erfahrungen konfrontiert, von denen angenommen werden darf, dass sie in hohem Maße auch das Bild der künftigen Gesamtgesellschaft prägen.

Vor diesem Hintergrund werden wir nachfolgend die Einstellungen der Jugendlichen zur Bundeswehr in einem eigenen Kapitel darstellen und die sonstigen Beschreibungsaspekte an den zentralen Inhalten des zuvor umrissenen Konzepts der lebensabschnittsbezogenen Entwicklungsaufgaben orientieren. Wie bereits angesprochen, betreffen sie im Wesentlichen die Lebensbereiche **Familie, Partnerschaft und Gruppenbeziehungen, Ausbildung und Beruf, Teilnahme an Wirtschaft, Kultur und Politik**. In der Summe und wertbezogenen Perspektive bilden sie die Eckpfeiler des Lebenskonzepts der heranwachsenden Generation.

## 5.1 Familie, Partnerschaft und Gruppenbeziehungen

### 5.1.1 Elternhaus

Nach wie vor ist das Elternhaus diejenige Sozialisationsinstanz, die einen jungen Menschen zumeist entscheidend und dauerhaft prägt.

Zwar ist die „Vater-Mutter-Kinder-Familie“ schon lange nicht mehr die alleinige Regelform, doch haben alternative, familiäre Lebensformen (Stiefeltern-Familien, alleinerziehende Elternteile, nichteheliche Gemeinschaften mit Kindern) ebenso wie die „Standardfamilie“ mit zwei erwerbstätigen Elternteilen eine ebenso zentrale Funktion im Leben der Jugendlichen. Obwohl die weitgehende Orientierung beider Elternteile auf eine berufliche Tätigkeit mit einer stärkeren Inanspruchnahme der verfügbaren Betreuungs- und Ausbildungseinrichtungen (Horte, Kindergärten, Tagesstätten) einhergeht, führen die heutigen Lebensbedingungen im Verbund mit einem zeitgemäßen Erziehungsverständnis dazu, „dass sich die Kern- bzw. Kleinfamilie einer starken Privatisierung unterzieht und damit Emotionen einen stärkeren Einzug in den familiären Raum erhalten“ (Nolteernsting 1998: 20). Die traditionelle, erzieherische und kontrollierende Funktion der *Familie* ist zugunsten einer aufziehenden und betreuenden, stützenden und beratenden Funktion in den Hintergrund getreten. Zunehmend besteht zwischen Eltern und ihren Kindern ein eher partnerschaftliches als hierarchisches Verhältnis. „Entwicklungsfördernd ist die Familie weiterhin als behütende, liebende, Verständnis zeigende, unterstützende, stabilisierende, immer ansprechbare Instanz. Nicht zuletzt ist sie für die ökonomischen Belange der Kinder zuständig.“ Im Ergebnis, so meint die Autorin, sei die Familie „zu einem der effektivsten Toleranzübungsgebilde der Gesellschaft geworden“ (Nolteernsting 1998: 21f.).

Laut Statistischem Jahrbuch (1999: 64) wurden im April 1998 in Deutschland 22,4 Millionen Familien gezählt, zuzüglich 0,6 Millionen nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern. In jeder achten dieser Familien (12,7%) gibt es keine zwei Elternteile („Ehepaare“), sondern lediglich einen Alleinerziehenden im Familienhaushalt. In acht von zehn Fällen (81,8%) ist dies die Mutter oder eine andere Frau (Großmutter, Tante). Nahezu jedes zweite Ehepaar (48,1%) ist kin-

derlos. Die meisten Familien haben entweder ein Kind (50,3%) oder zwei Kinder (37,4%). Nur noch 362 Tausend Familien in Deutschland (2,8%) haben vier oder mehr Kinder. Insgesamt leben in Deutschland 21,5 Millionen Kinder (ohne Altersbegrenzung) in einem Familienhaushalt, davon 15,5 Millionen unter 18 Jahren (Abb. 8).

Abb. 8: Familien in Deutschland (Angaben in Tausend)

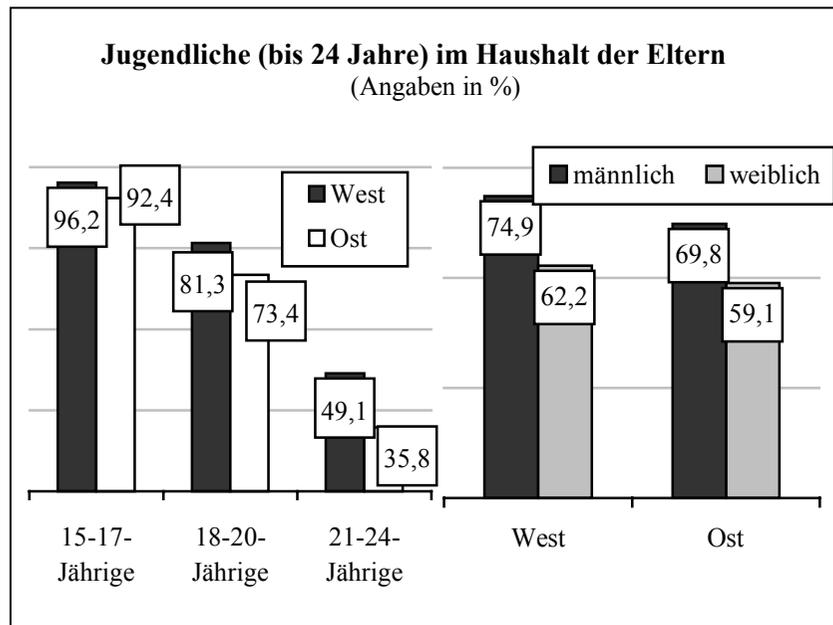
	Ehepaare	Alleinerziehende	Gesamt
ohne Kinder	9.406		9.406
mit 1 Kind	4.584	1.937	6.521
2 Kinder	4.157	691	4.849
3 Kinder	1.076	151	1.227
4 Kinder und mehr	317	45	362
Gesamtzahl der Kinder im Familienhaushalt (davon unter 18)	17.540 (12.799)	3.966 (2.648)	21.506 (15.447)

Quelle: Statistisches Jahrbuch 1999

Aus der Übersicht geht bereits hervor, dass nahezu jedes dritte Kind (6,1 von 21,5 Mio) im Familienhaushalt bereits 18 Jahre oder älter ist. Dieser recht hohe Anteil steht dafür, dass zunehmend viele Jugendliche den Ablösungsprozess hinauszögern und es vorziehen, im elterlichen Haushalt zu bleiben. Dies gilt insbesondere für die alten Bundesländer und speziell für Söhne. Wie die nachfolgende Grafik (Abb. 9) zeigt, lebt etwa jeder zweite Jugendliche (49,1%) im Alter von 21 bis 24 Jahren noch im elterlichen Haushalt; in den neuen Bundesländern ist es nur etwa jeder dritte (35,8%). Der Unterschied liegt vermutlich in den kleineren Wohnungen im Osten begründet, möglicherweise aber auch in den längeren Ausbildungszeiten der Jugendlichen im Westen. Gegebenenfalls wirken auch noch unterschiedliche Gepflogenheiten aus der DDR-Vergangenheit nach (u. a. frühe Eigenständigkeit, frühe Heirat). Während die Ost-West-Unterschiede bei

den Jüngeren im Schnitt nur wenige Prozente ausmachen, weisen die Unterschiede bei den Älteren und zwischen den Geschlechtern ein höheres Niveau aus: Nahezu drei von vier Söhnen im Alter von 15 bis zu 24 Jahren leben noch im elterlichen Haushalt, aber nur knapp zwei von drei Töchtern (Abb. 9).

Abb. 9: Jugendliche im Haushalt der Eltern



Quelle: nach Nolteernsting 1998

Nach Nolteernsting (1998: 22) ist die längere Verweildauer vieler Jugendlicher im Elternhaus nicht zuletzt darin begründet, dass die Wünsche nach Autonomie und Selbständigkeit heutzutage auch im Elternhaus realisierbar sind. Tolerantere Einstellungen der Eltern, deren Berufstätigkeit und großzügigere Wohnbedingungen geben den Jugendlichen Freiräume, die ihnen in früheren Zeiten daheim nicht in diesem Umfang zur Verfügung standen. Die günstigen Rahmenbedingungen sind auch ein Grund dafür, dass Jugendliche wieder in höhe-

rem Maße eine harmonische *Beziehung zu ihren Eltern* bekunden. Trotz der drastisch angestiegenen Scheidungsquote, der hohen Beschäftigungsquote der Mütter und wohl auch trotz gestiegener gegenseitiger Anforderungen und Erwartungen werden in der Tat von deutschen Jugendlichen „Eltern sehr viel häufiger und deutlicher als früher als Vertrauenspersonen wahrgenommen“ (Deutsche Shell 2000: 14).

Abb. 10: Verstehen mit den Eltern

<b>Frage: „Wie gut verstehen Sie sich mit Ihren Eltern?“</b>					
– Antworthäufigkeiten (%) „sehr gut“ und „gut“ –					
		West		Ost	
		Mutter	Vater	Mutter	Vater
Gesamt		87,9	75,0	91,1	78,5
Geschlecht	männlich	88,0	76,1	91,9	79,3
	weiblich	88,2	74,2	90,8	78,6
Alter	15–17	90,0	78,9	92,1	79,5
	18–20	90,1	76,8	91,7	79,0
	21–24	85,5	72,4	90,0	78,6
Soziale Herkunft	niedrig	72,2	41,0	91,8	75,4
	mittel	89,3	78,3	93,3	81,2
	hoch	91,1	85,7	91,6	82,9

Quelle: Nolteernsting 1998

Die vorstehende Abbildung (Nolteernsting 1998: 72) verdeutlicht das durchweg gute Einvernehmen, das die Jugendlichen in Ost und West mit ihren Eltern bekunden. Erhebliche Einschränkungen gibt es allerdings bei den Jugendlichen mit „niedrig“ eingestufteter sozialer Herkunft. Diese verstehen sich deutlich weniger gut mit den Eltern, speziell mit dem Vater, zu dem nur eine Minderheit (41%) ein gutes Ver-

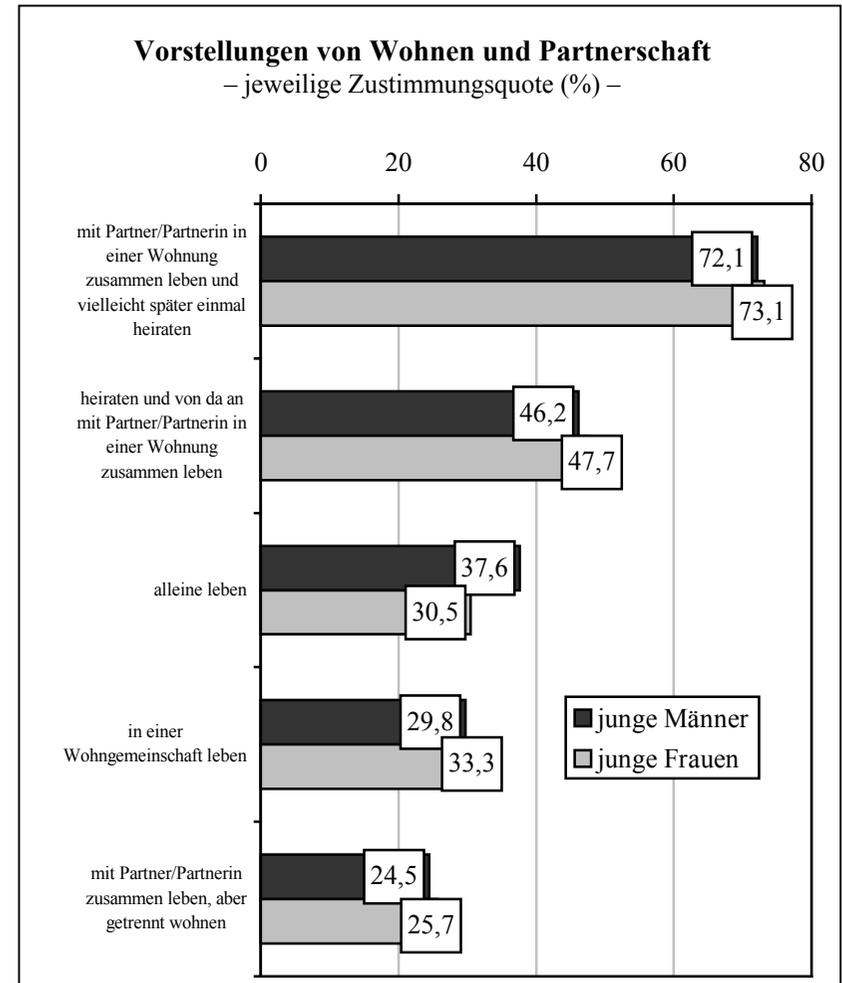
hältnis bekundet. Jugendliche „aus gutem Elternhaus“ verstehen sich dagegen auch mit dem Vater in einem Maße (85,7%), das üblicherweise sonst nur von den Müttern erreicht wird.

### 5.1.2 Lebenskonzepte

Der Prozess der Auseinandersetzung der Jugendlichen mit den normativen Anforderungen und Verhaltensansprüchen der Erwachsenen, der im Elternhaus beginnt, in der Schule und anderen Sozialisationsinstanzen fortgeführt wird, mündet in konzeptionellen Vorstellungen, auf deren Grundlage die Jugendlichen ihr eigenes Leben planen und organisieren wollen. Vorstellungen dieser Art betreffen zumeist Beruf, Privatleben, Partnerschaft und Familie. Sie können die Qualität weitentwickelter Lebensentwürfe haben, sich aber auch auf einzelne Prioritätensetzungen beschränken. Nachfolgend sollen einzelne dieser Lebensvorstellungen heutiger Jugendlicher angesprochen werden.

Hinsichtlich der Wahlalternative „Beruf oder Familie“, die sich jungen Männern und Frauen in unterschiedlicher Aktualität immer wieder stellt, ergab die letzte Shell Jugendstudie, dass 72%–75% der jungen Befragten die Meinung vertreten, Beruf und Familie sollten vereinbar bleiben, sich die Waage halten. Das **Konzept Familie** wird als zentrales Lebensziel von keiner der untersuchten Teilgruppen abgelehnt. Das Partnerschaftsmodell „mit Partner/Partnerin in einer Wohnung zusammenleben und vielleicht später einmal heiraten“ erreicht mit 73% die höchste Zustimmung und wird von allen unabhängig von ihren Wertorientierungen gleichermaßen geteilt (Fritzsche 2000: 137). Nichtsdestoweniger bleibt bemerkenswert, dass sich etwa jeder dritte Jugendliche gut vorstellen kann, auch „allein“ zu leben (Abb. 11).

Abb. 11: Vorstellungen von Wohnen und Partnerschaft

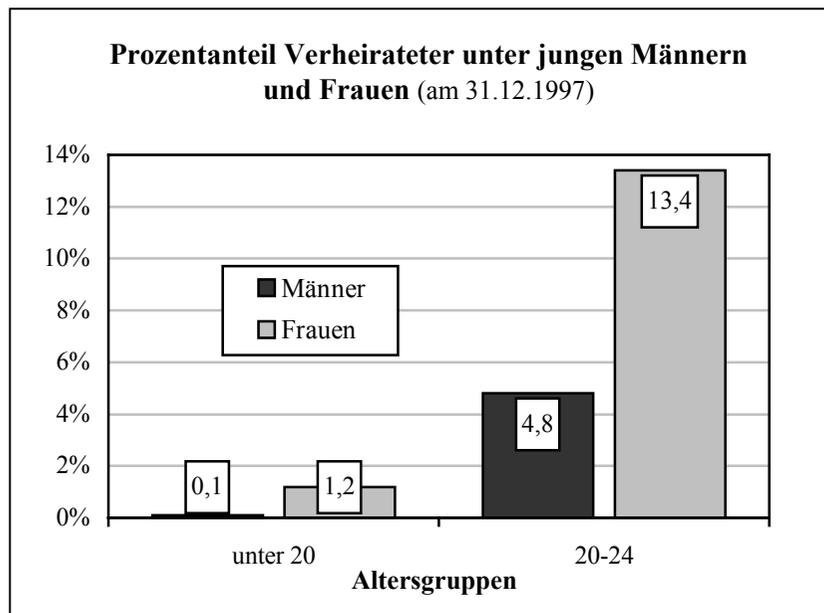


Quelle: 13. Shell Jugendstudie

Heiraten und verheiratet sein hat bei den jungen Leuten aber keine Priorität und auch keine besondere Eile mehr. Nur jede siebte Frau unter 25 Jahren ist in Deutschland verheiratet. Bei den Männern ist es sogar nur jeder zwanzigste. Laut aktueller Pressemeldung des Statistischen Bundesamtes sind Männer zum Zeitpunkt der ersten Heirat im

Durchschnitt 31 Jahre alt, Frauen 28 Jahre und vier Monate. Zu Beginn der 90er Jahre waren Männer bei der Hochzeit im Schnitt drei Jahre jünger gewesen, Frauen zwei Jahre. Den Beginn dieses Trends datieren die Statistiker auf Mitte der 70er Jahre: Damals waren die Heiratswilligen sogar noch sechs Jahre jünger als heute.

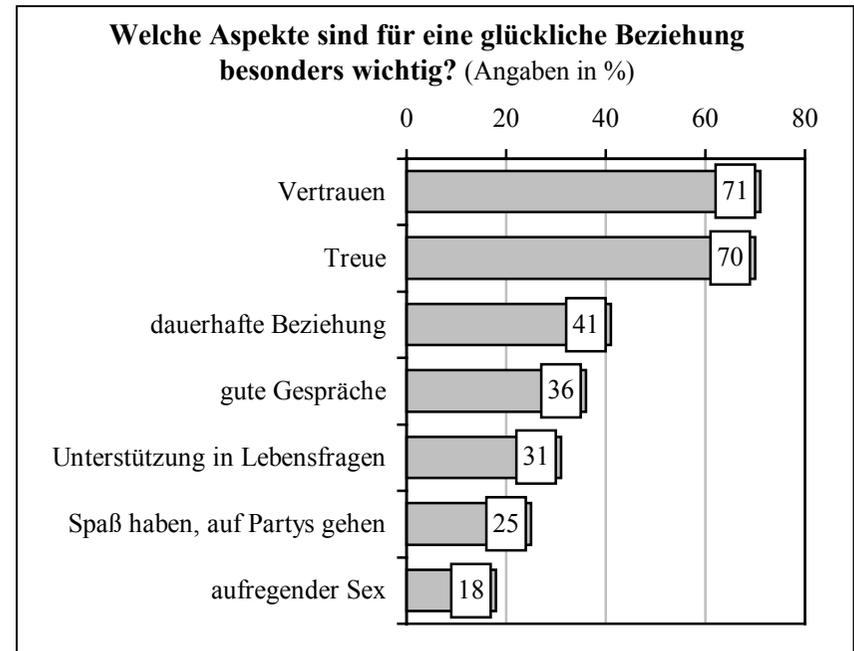
Abb. 12: Prozentanteil Verheirateter



Quelle: Statistisches Jahrbuch 1999

Die eher geringe Bedeutung des „Verheiratetseins“ unter jungen Leuten geht mit einer nur nachrangigen Einstufung der Wichtigkeit einer „dauerhaften Beziehung“ einher. *Vertrauen und Treue* werden als deutlich wichtiger für eine glückliche Beziehung angesehen. Diese wird längst nicht mehr nur in einer dauerhaften Beziehung oder gar in einer lebenslangen Ehe gesehen (Abb. 13).

Abb. 13: Grundlagen einer glücklichen Beziehung



Quelle: FOCUS 12/2000

Diesen Vorstellungen, aber auch den tatsächlich zu beobachtenden Liebes- und Partnerschaftsbeziehungen unter jungen Leuten, entspricht eine moderne Beziehungsform, die der britische Soziologe A. Giddens als „**reine Beziehung**“ beschreibt. Eine solche „reine“ Beziehung wird nicht durch materielle Grundlagen, Institutionen oder Traditionen gestützt, sondern um ihrer selbst willen eingegangen. Sie besteht nur, solange die beiden Partner sich darin wohlfühlen und aus ihr einen emotionalen Gewinn ziehen können. Dadurch ist ihre Stabilität begrenzt und stets auch infrage gestellt. Es gehört zu ihrer „Reinheit“, sich immer wieder neu bewähren zu müssen und bei Nichtbewährung aufgelöst zu werden. In diesem Sinne sind die steigenden Scheidungszahlen unter jungen Paaren, die zunehmende Zahl nicht-ehelicher Beziehungen, die Tatsache, „dass heute 30jährige durch-

schnittlich schon mehr feste Beziehungen hinter sich haben als 70jährige in ihrem viel längeren Leben“ bereits Folgen der Verbreitung „reiner“ Beziehungen – d. h. Folgen eines neuen Beziehungsverständnisses und nicht eines Werteverfalls (vgl. Schmidt 1999: 114).

In diesem Zusammenhang beurteilt Yvonne Fritsche (2000: 93) ein Ergebnis der Shell-Studie als „sehr interessant“, dass nämlich „die Zustimmung zu einem bestimmten Lebenskonzept nicht notwendig mit der Ablehnung anderer vermeintlich gegensätzlicher Konzepte einhergeht, dass vielmehr die Jugendlichen mehrere Lebensentwürfe für sich akzeptieren“. Zusammenfassend spricht sie von einer „**Patchwork-Identität**“, zu der es gehört, „sich bedarfsgerecht die Mischungsverhältnisse für die eigenen Werte zu suchen und den persönlichen Wertekosmos mit der eigenen Lebenssituation und dem aktuellen Bedingungsgefüge in der Gesellschaft stets aufs neue abzugleichen“ (156). Einen ungestörten, gleichmäßigen Lebensablauf (wie ihre Eltern ihn zum Teil erlebt haben) erwartet kaum einer der befragten Jugendlichen.

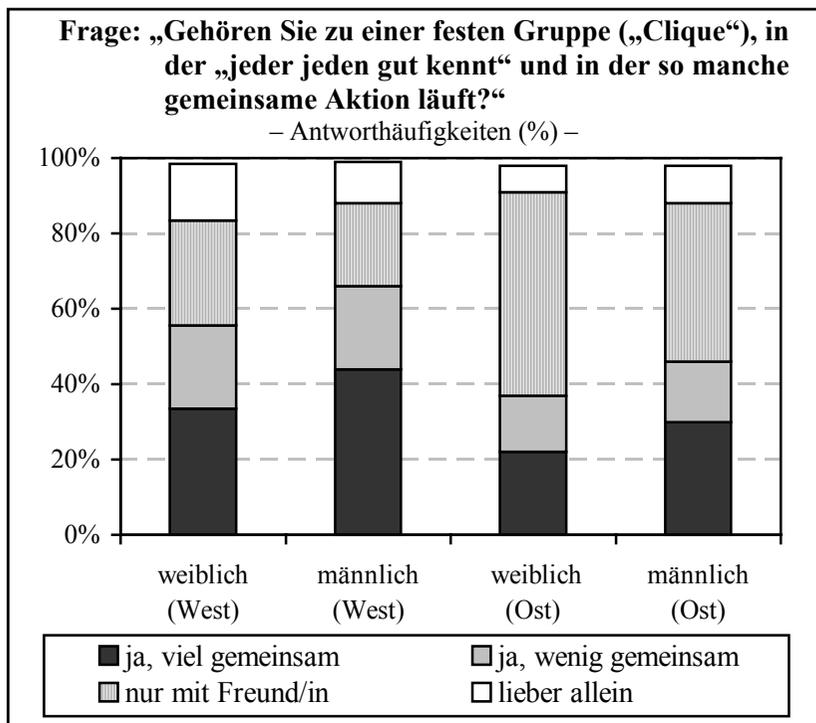
### 5.1.3 Freundschaften und Cliques

Freunde und Gleichaltrige spielen nach den Eltern in der Jugend die bedeutendste Rolle. Sie sind wichtige Stütze und Bezugsgruppe für die Herausbildung eines stabilen Selbstwertgefühls und sozialer Kompetenzen, nicht zuletzt auch für die Entwicklung des eigenen Lebensstils. In Abhängigkeit von ihrer Funktion für die Persönlichkeitsentwicklung sind im Wesentlichen drei Formen solcher Freundschaften von Bedeutung: (1) Liebesbeziehungen mit einem gegen-, ggf. auch gleichgeschlechtlichen Partner dienen der Erfahrung und Einübung von Intimität und Sexualität. (2) Intimität, Vertrauen, Anregung und Unterstützung finden Jugendliche zudem in hohem Maße bei sonsti-

gen, engen Freunden und Partnern, zu denen auch die Geschwister zählen. (3) Darüber hinaus sind Gruppenbeziehungen zu Gleichaltrigen („Cliques“) von großer Bedeutung. Sie dienen vor allem der Einübung sozialer Kompetenzen und der Identitätsentwicklung (vgl. Kap. 4).

Im Rahmen des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekts „deutsch-deutsch-polnischer Jugendvergleich“ wurden kurz nach der Wende ca. 4.000 Jugendliche im Alter von 14 bis 25 Jahren aus den alten und neuen Bundesländern u. a. nach Partnerschaftsbeziehungen und Freizeitgewohnheiten befragt. Knapp zwei Drittel der Jugendlichen aus den alten Bundesländern (61,1%) und etwa zwei Fünftel aus den neuen Bundesländern (41%) gehörten einer festen Gruppe an, in der „jeder jeden gut kennt“ und in der „so manche gemeinsame Aktion läuft“ (Nolteernsting 1998: 85). Die deutlich geringeren Gruppenbezüge im Osten korrespondierten mit der erheblich stärker ausgeprägten Präferenz der dortigen Jugendlichen (51,7%), die Freizeit lieber mit einer Freundin oder einem Freund zu verbringen (Abb. 14).

Abb. 14: Cliquenzugehörigkeit und Geschlecht



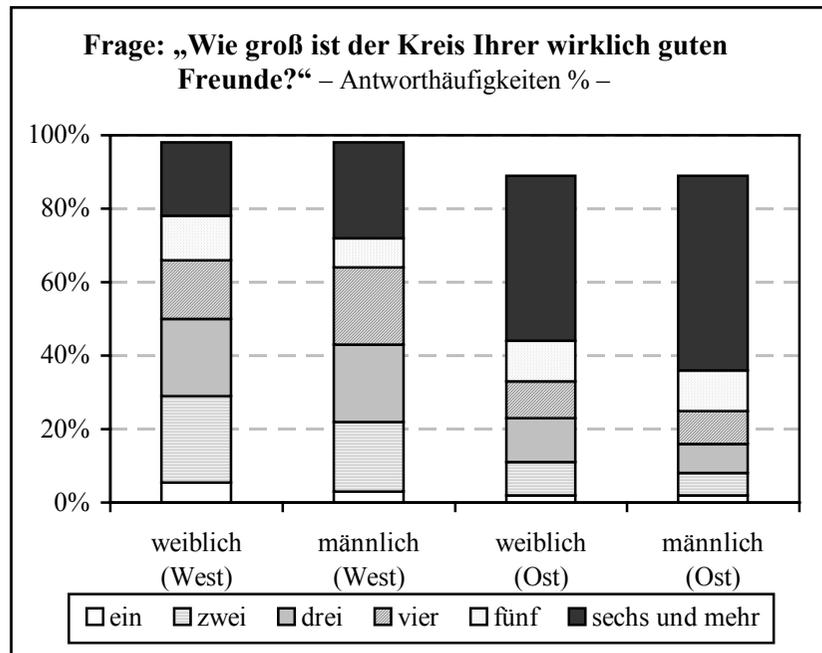
Quelle: Nolteersting 1998

Den augenfälligen Unterschied zwischen Ost und West, dass nämlich die Jugendlichen in den alten Bundesländern ihre Freizeit lieber in der Clique verbringen, ihre Altersgenossen in den neuen Bundesländern dagegen lieber mit einem guten Freund bzw. einer Freundin, erklärt die Autorin unter anderem mit den gesellschaftlichen Bedingungen in der DDR, die es angeraten erscheinen ließen, ein intensives Vertrauensverhältnis zu einem Freund einem eher lockeren Gefüge wie der Clique vorzuziehen. Plausibler erscheint aber ihre weitere Annahme, der zufolge die unterschiedlichen Präferenzen auch auf die Struktur des Freizeitangebots zurückzuführen sei: „Um die ... Eintönigkeit in den Freizeitangeboten zu kompensieren, treffen sich

die Jugendlichen in den neuen Bundesländern häufig mit Freunden ....., was die deutlich höhere Anzahl von guten Freunden und die relativ gering ausfallende Freizeit in der Clique erklären würde. Im Westen ist dagegen das Angebot auf dem Freizeitmarkt derart vielfältig, dass ein Konsum der verschiedenen Angebote nach Gesichtspunkten der Aktualität mit Hilfe von Entscheidungen in einer Gruppe von Gleichaltrigen (Clique) eine große Orientierungshilfe bietet.“ (Nolteernsting 1998: 87)

Inwieweit diese Überlegung ausreicht, die deutlich höhere Anzahl „wirklich guter Freunde“ der Jugendlichen in den neuen Bundesländern (Abb. 15) zu erklären, erscheint uns zumindest zweifelhaft. Wir vermuten vielmehr, dass die Jugendlichen im Westen aufgrund ihrer vielfältigeren Gruppenbeziehungen an „wirklich gute Freunde“ höhere Maßstäbe anlegen und daher weniger benannt haben. Für diese Vermutung spricht auch der Hinweis der Autorin, dass „besonders viele Jugendliche mit niedriger sozialer Herkunft eine Zahl von sechs und mehr guten Freunden angegeben haben“ (Nolteernsting 1998: 86).

Abb. 15: Kreis guter Freunde und Geschlecht



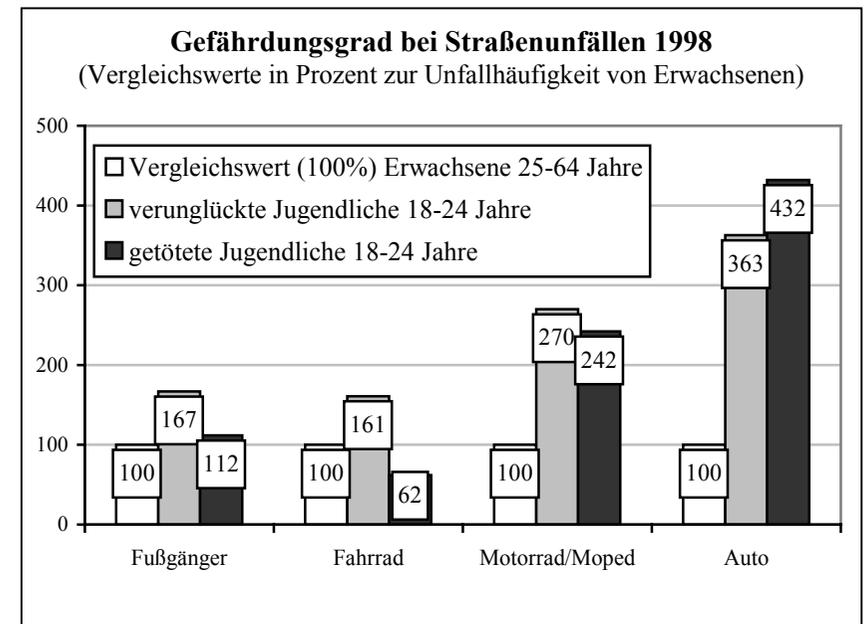
Quelle: Nolteersting 1998

#### 5.1.4 Risikoverhalten

Risiko wird von Jugendlichen und jungen Erwachsenen vielfach mit interessanten, aufregenden Erfahrungen assoziiert. Langzeitrisiken (z. B. durch Alkohol, Nikotin) sind zwar allen durch die intensive Aufklärung in den Massenmedien, in Schule und Elternhaus wohl bekannt, werden aber kaum als reale Risiken wahrgenommen und beeinflussen nur wenig die Verhaltensweisen der Jugendlichen. Die Einsicht, dass Risikoverhalten negative Konsequenzen nach sich ziehen kann, ist bei den Jugendlichen nicht sonderlich entwickelt.

In den Voruntersuchungen, die das Institut für Therapieforschung, München, zu seinem Projekt „Risikokonzent und Risikomanagement von Jugendlichen“ im Mai 2000 durchführte, wurde deutlich, dass die jungen Befragten den Zusammenhang von Alkohol und riskantem Verhalten häufig nicht realisieren. Desgleichen neigen sie dazu, den Grad des „Betrunkenseins“ von Freunden und Kumpeln zu unterschätzen. Den Jugendlichen fehlen häufig die Kompetenzen, riskante Situationen zu beurteilen und trotz Gruppendrucks angemessen zu meistern. Dies ist allem Anschein nach auch der Grund für die überproportionalen Anteile jugendlicher Verkehrsteilnehmer an Straßenunfällen (Abb. 16).

Abb. 16: Gefährdungsgrad bei Straßenunfällen



Quelle: Statistisches Jahrbuch 1999

Die weit überdurchschnittliche Unfallhäufigkeit der 18–24-jährigen Fahrer und Fahrerinnen wird in der einschlägigen Fachliteratur auf

eine lange Liste jugendtypischer Risikodeterminanten zurückgeführt, von denen mangelnde Reife und Routine, hohe Risikoakzeptanz und gruppenspezifische Aspekte des Fahrverhaltens nur die bekanntesten sind. Angesichts der Tatsache, dass etwa 40% aller tödlich verletzten PKW-Fahrer dieser Risikogruppe bei nächtlichen Freizeitunfällen – zumeist nach einem Diskobesuch und in jedem zweiten Fall auch nach erhöhtem Alkoholkonsum – verunglücken, werden zunehmend auch lebensstilbezogene Risiken untersucht. Hierzu gehören nicht nur der Alkohol- und Drogenkonsum, sondern nahezu alle jugendtypischen Vorlieben und Verhaltensweisen.

Über eine breit angelegte Untersuchung dieser Art, die auf einer 1996 durchgeführten bundesweiten Repräsentativbefragung von 3.000 18–34-jährigen Pkw-Fahrern aufbaut, berichtet H. Schulze (1999). Sie diente dem Ziel, systematische Zusammenhänge zwischen dem Lebensstil, den Freizeitaktivitäten und dem Verkehrsverhalten junger Verkehrsteilnehmer aufzudecken.

Aus den umfangreichen empirischen Daten identifizierte Schulze fünf im Straßenverkehr unterschiedlich gefährdete „Stilgruppen“: Am wenigsten gefährdet sind die von ihm sog. „Fashion-Typen“, „häusliche Typen“ und „kritische Typen“, denen zusammen etwa zwei von drei Untersuchungsteilnehmern zugeordnet werden konnten. Als hochgradig gefährdet erscheinen demgegenüber die beiden Stilgruppen „Action-Typ“ und „Kicksuchender Typ“, denen der Autor zusammen knapp jeden Dritten aus der Gruppe der 18–24-Jährigen (30,5%) zuzuordnen musste. Wegen ihrer generellen Bedeutung, nicht zuletzt für eignungsdiagnostische Zwecke mit Blick auf militärische Verwendungen, sollen diese beiden Problemgruppen nachfolgend kurz skizziert werden. Empirische Merkmalszusammenhänge sind dabei durch Korrelationskoeffizienten ausgewiesen (vgl. Schulze 1999: 94f.).

- Der „**Action-Typ**“ favorisiert Action in jeder Form, u. a. in Ausübung von Extremsportarten (.43) oder durch Vorliebe für Action-Filme (.75). Ihn kennzeichnen eine deutliche Nähe zur Techno- und Raverszene (.43) und zur rechten Szene (.41); Ablehnung erfahren die Schwulen- und Lesbenszene (-.49) sowie Punks, Heavies und Autonome (-.49). Wenig Neigung zeigt er für Genres, die eine intellektuelle Auseinandersetzung erfordern, wie Lesen und Teilnahme an kulturellen Aktivitäten (-.39), klassische Musik, Jazz etc. (-.43) und politische sowie sozialkritische Filme (-.39). Alles in allem ist er eine Persönlichkeit, die in ihrem Denken und Handeln eher emotional-spontan als rational gesteuert ist. Etwa jeden neunten jungen Erwachsene (11,3%) im Alter von 18 bis 24 Jahren muss man dieser Stilgruppe zuordnen.

Der Stil des „Action-Typen“ wird primär von männlichen Jugendlichen favorisiert. 84% der Angehörigen dieser Stilgruppe sind männlich. Hauptschulabsolventen (46%) sowie Angehörige „maskuliner“ Berufsgruppen (Bau, Metall: 32%) sind in ihr am häufigsten vertreten. „Action-Typen“ weisen die höchste jährliche Fahrleistung (knapp 16.000 km), die meisten Motorradführerscheine (26%), die höchste Unfallbeteiligung innerhalb der letzten 12 Monate (34%) und in der Fahrerkarriere (46%) auf. Nahezu jeder dritte „Action-Typ“ gibt an, „mehrmals pro Woche bis täglich“ Alkohol zu trinken, jeder achte (12,4%) konsumierte zudem während der letzten 12 Monate „mehrmals bis regelmäßig“ Haschisch oder Marihuanaprodukte.

Das Trinkmotiv „Frustration und Kompensation“ wird vom „Action-Typ“ insgesamt am höchsten gewichtet; das Bedürfnis nach „Sensation Seeking“ ist bei ihm innerhalb der Vergleichsgruppen am zweitstärksten ausgeprägt.

- Der „**Kicksuchende Typ**“ verkörpert einen völlig neuen Lebens- und Freizeitstil. Annähernd jeder fünfte junge Erwachsene im Alter von 18 bis 24 Jahren (19,2%) ist diesem Stilprofil zuzuordnen. Obwohl junge Männer mit 61% in dieser Gruppe stärker vertreten sind als junge Frauen (39%) weist sie keine eindeutige Geschlechtsspezifität auf. „Kicksuchende Typen“ geben sich betont „trendy“. Sie weisen die höchsten Mittelwerte für die Teilnahme an Raves und an Extremsportarten auf (.74) und verweilen gern in „In-Plätzen“ (Disco, Kneipe). Gleichzeitig verfügen sie aber über ein überdurchschnittliches Maß an intellektueller Aufgeschlossenheit. Sie zeigen sich an politischer Information und an sozialkritischen Filmen interessiert (.43), noch mehr allerdings an den Filmgenres Fantasy und Science Fiction (.54). Auch Action-Filme sehen sie sich recht gern an (.17); sog. „Seifenopern“ können sie dagegen nichts abgewinnen (-.28).

„Kicksuchende Typen“ sind die Stilgruppe mit dem niedrigsten Durchschnittsalter (20,9 Jahre), die aber zugleich das höchste Bildungsniveau aufweist. Hauptschulabsolventen sind nur mit einem Anteil von 21% in dieser Gruppe am wenigsten vertreten. Jeder Vierte (25%) gehört den Berufsgruppen Metall oder Bau an.

Das Herumfahren mit dem Auto oder das Basteln an Fahrzeugen ist für „Kicksuchende Typen“ uninteressant (.00). Auch weisen sie mit weniger als 12.000 km die zweitniedrigste jährliche Durchschnittsfahrleistung auf. Trotz niedriger Exposition sind sie jedoch häufig an Unfällen beteiligt: 29% von ihnen waren bereits an einem PKW-Unfall beteiligt, 21% während der letzten 12 Monate. Lediglich 61% geben an, als Fahrer immer den Gurt anzulegen, noch weniger als Mitfahrer (52%). Bezogen auf ihre Altersgruppe zeigen sie die zweithöchste Tendenz, gegen Verkehrsregeln zu verstoßen, und gewichten sicherheitsbezogene Ausstattungsmerkmale an Fahrzeugen am geringsten.

Kicksuchende Typen“ sind die Stilgruppe unter den 18–24-Jährigen mit dem insgesamt höchsten Anteil an Haschisch- und Marihuanakonsumenten (30,5%), aber auch an Alkoholkonsumenten (37,5% „mehrmals in der Woche bis täglich“). Trinken aus „Freude und Geselligkeit“ wird von ihnen am höchsten gewichtet. Jeder Siebzehnte (5,9%) gibt an, selbst „oft bis sehr oft“ unter Alkoholeinfluss zu fahren. Damit erweisen sich die „Kicksucher“ als die Gruppe mit den häufigsten Trunkenheitsfahrten. Mit diesen Verhaltensweisen korrespondiert der höchste Durchschnittswert auf der Persönlichkeitsskala „Sensation Seeking“.

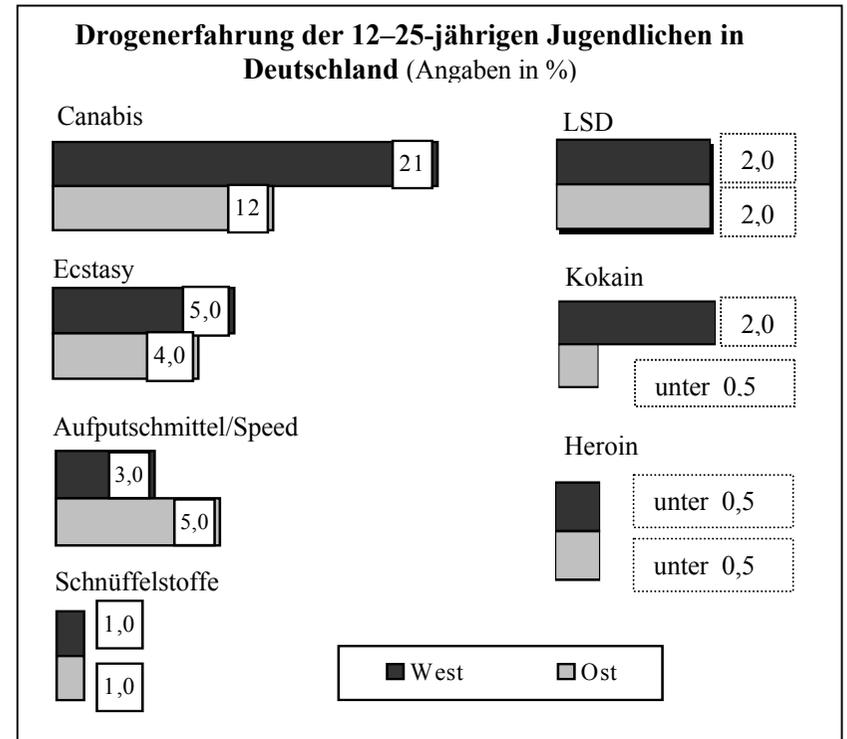
Zusammenfassend hebt der Autor der Studie zwei Befunde hervor, die ihm bei der speziellen Problemgruppe der „**High-Risk-Fahrer**“ besonders bemerkenswert erscheinen (Schulze 1999: 100). Dies ist zum einen deren geschlechtsspezifische Zusammensetzung, zum anderen ihr unerwartet hoher Cannabis-Konsum. Waren nämlich bislang Probleme mit der Verkehrssicherheit vornehmlich eine männliche Domäne, konnte nunmehr festgestellt werden, dass die Verbreitung verkehrgefährdender Einstellungen auch unter jungen Frauen zugenommen hat. Diese Tendenz ist insbesondere bei den weiblichen Angehörigen des „Kicksuchenden Typs“ zu beobachten, „die sich hinsichtlich ihrer negativen verkehrsbezogenen Einstellungen und Verhaltensweisen nicht signifikant von ihren männlichen Stilprotagonisten unterscheiden“. Auch muss nach Ansicht des Autors das bislang bekannte „lebensstilkonfundierte Gefahrentrias“ – freizeitbedingte Nachtfahrten, Alkoholkonsum und psychologischer Missbrauch des Autos – aktuell noch um den Faktor „Haschisch- und Marihuanakonsum“ erweitert werden. Jeder achte „Action Typ“ und nahezu jeder dritte „Kicksucher“ zählen nämlich zu den regelmäßigen Cannabis-Konsumenten, die unter den übrigen Stilgruppen deutlich seltener vertreten sind.

Dass regelmäßiger **Cannabis-Konsum** unter Jugendlichen tatsächlich bereits in einem unerwartet hohem Maße verbreitet ist, bekräftigt ein Bericht des FOCUS (19/2000: 172f.), in dem diesbezügliche Statistiken und Forschungsergebnisse zusammengetragen wurden. „An die 2,4 Millionen Menschen in Deutschland haben im Jahr vor der Befragung Cannabis zu sich genommen, heißt es im neuen Drogen- und Suchtbericht der Bundesregierung. Jeder vierte bis fünfte westdeutsche Jugendliche im Alter zwischen 12 und 25 hat es schon mal probiert. „In manchen Regionen sind es deutlich über 30%“, schätzt Roland Simon von der Deutschen Referenzstelle der Europäischen Beobachtungsstelle für Drogen und Drogensucht (DBDD) – „Tendenz: steigend“ (Abb. 17). Der Joint am Wochenende hat für viele die gleiche Bedeutung wie das Glas Rotwein am Abend. „Cannabis ist eine Alltagsdroge geworden“, sagt Simon.“ (FOCUS 19/2000: 174).

Viele Jugendliche sind, wie zuvor deutlich wurde, am Wochenende auf „Spaß und Action“ aus, wozu nicht selten auch verschiedene Formen der Delinquenz gehören können, wie z. B. Verkehrsdelikte und Drogenkonsum. Häufig werden aber auch Sachbeschädigungen, Diebstahl und Körperverletzungen begangen, zumeist mit Freunden und in der Clique und vielfach trotz eines großen Risikos, erwischt zu werden.

Für derartige Beteiligung Jugendlicher an Straftaten sind andauernde Arbeitslosigkeit und soziale Ausgrenzung als Erklärungsmuster nur zum Teil zutreffend, meint Eduard Matt von der Universität Bremen (1995). Matt stützt seine Aussagen auf die Ergebnisse einer Befragung von sechzig straffällig gewordenen Jugendlichen zu Berufsweg und Delinquenz. Vor allem männliche Jugendliche scheinen heute vielfach ein „Doppelleben“ zu führen: Einsatzbereitschaft und Erfolg in der beruflichen Ausbildung auf der einen, und eine actionorientierte, mit

Abb. 17: Drogenerfahrungen Jugendlicher



Quelle: FOCUS 19/2000

Delinquenz gleichwertig nebeneinander, ohne als Widerspruch oder als Konflikt wahrgenommen zu werden. Arbeitstugenden und Delinquenz in unterschiedlichen Ausprägungen schließen sich heute oft nicht mehr aus; sie sind vielmehr, analysiert Eduard Matt, zwei gleich wichtige Merkmale von (männlicher) Jugendlichkeit, von „**Gender-Verhalten**“, von betonter Herauskehrung geschlechtstypischer Verhaltensformen.

### 5.1.5 Einstellungen gegenüber Fremden

Viele der in Deutschland lebenden Menschen sind Nichtdeutsche oder ausländischer Herkunft. Der Anteil der Nichtdeutschen an der Wohnbevölkerung beträgt in den alten Bundesländern im Schnitt 10,4%, im Osten 2,2% (DER SPIEGEL 13/2000: 165). Die meisten Ausländer wohnen in den großen Städten Süd- und Westdeutschlands, u. a. in Frankfurt/Main (29,2%), München (22,9%) und Köln (19,4%), relativ wenige dagegen in ostdeutschen Städten, z. B. Leipzig (2,6%) und Dresden (2,1%), oder auf dem Land (vgl. Münchmeier 2000: 238).

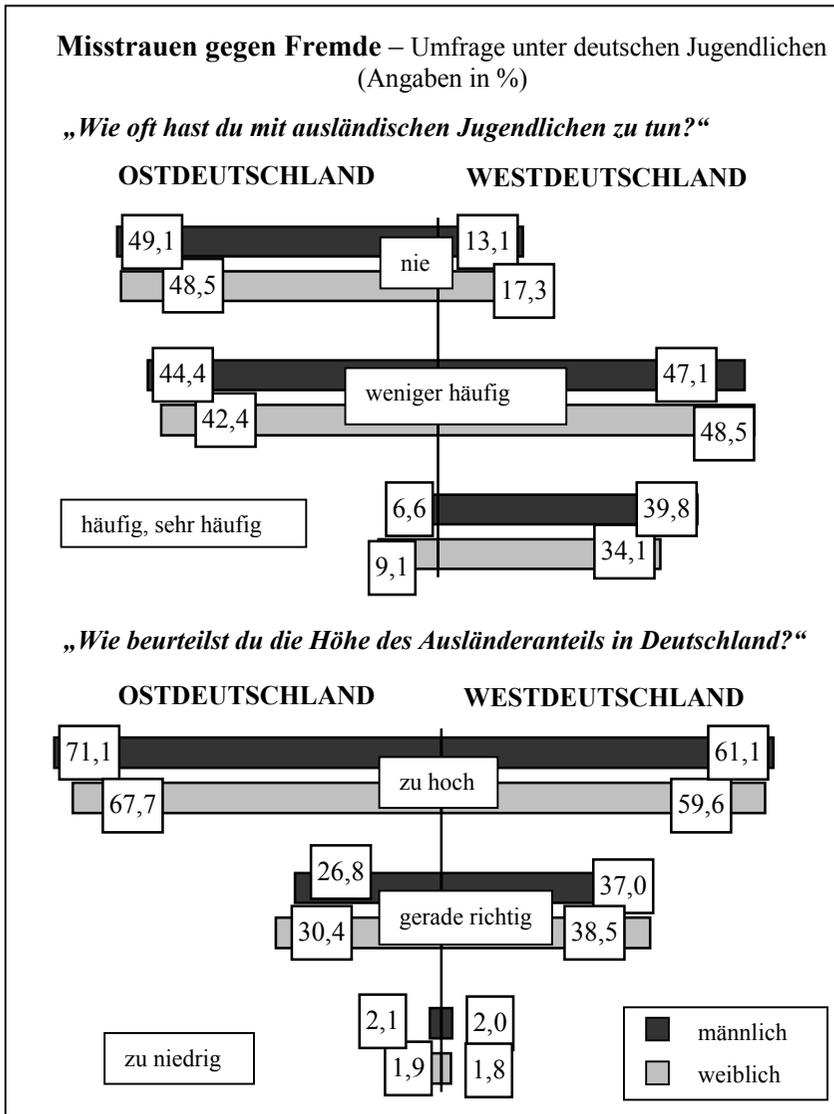
Wo Menschen zusammenleben, bilden sie Urteile, Meinungen und Vorurteile übereinander. Diese spiegeln – nicht immer zutreffend und vollständig, aber doch in hohem Maße – das tatsächlich praktizierte Miteinander der ethnischen Bevölkerungsgruppen wider. Sie sind daher auch ein Sensor für den Grad der (bereits) zu konstatierenden Integration sowie für mögliches Konfliktpotential. Entgegen manchen allzu optimistischen Erwartungen von Verfechtern des gesellschaftspolitischen Konzepts der „Multikulturalität“ erweist sich nämlich das Zusammenleben von Angehörigen unterschiedlicher kultureller und nationaler Identitäten häufig als konflikträftig (Münz u. a. 1999). In aller Regel sind besondere Bedingungen und Anstrengungen erforderlich, um ein friedliches Miteinander zu gewährleisten.

Angesichts der gemeinsamen Schulpflicht und gemeinsam genutzter Freizeiträume erscheint der Umgang von Kindern und Jugendlichen verschiedener Ethnien miteinander noch am wenigsten von Vorurteilen belastet. Die diesbezüglichen Einstellungen und relevanten Verhaltensweisen Jugendlicher sind daher vielleicht „originärer“ als diejenigen der meisten Erwachsenen, die zumeist deutlicher voneinander getrennt leben. Sicher aber sind sie bedeutsamer für das zukünftige Zusammenleben der unterschiedlichen Ethnien in Deutschland, da sie

für Art und Umfang der Tradierung von Einstellungen und Verhaltensweisen in die nächste Generation stehen.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegung muss als sehr problematisch bewertet werden, dass eine klare Mehrheit der im Rahmen der aktuellen Shell Jugendstudie (2000) befragten 4.546 Jugendlichen die Meinung vertrat, der Ausländeranteil in Deutschland sei zu hoch – und zwar die jungen Frauen ebenso wie die jungen Männer, im Westen nicht viel weniger häufig als im Osten (Abb. 18). Dabei darf auch der Fakt nicht zur Relativierung des Problems herangezogen werden, dass dort, wo viele Fremde leben, z. B. in den westdeutschen Großstädten, die Vorbehalte noch am geringsten sind. Auch drei von fünf westdeutschen Jugendlichen vertreten die Ansicht, das Boot sei schon überfüllt. Münchmeier (2000: 260), der das Datenmaterial eingehend analysiert hat, kann hierzu nur eine eher vage Vermutung äußern: „Nicht die Attraktivität rechtsextremer Milieus oder autoritäre Verhaltensmuster begünstigen die Adaption xenophobischer Motive, sondern die Angst vor eigener Arbeits- und Chancenlosigkeit, die sich in der These von der Konkurrenz zu Asylanten und Ausländern, die zu zahlreich seien und einem die Stellen wegnähmen, niederschlägt und ihr ‚Objekt‘ findet.“

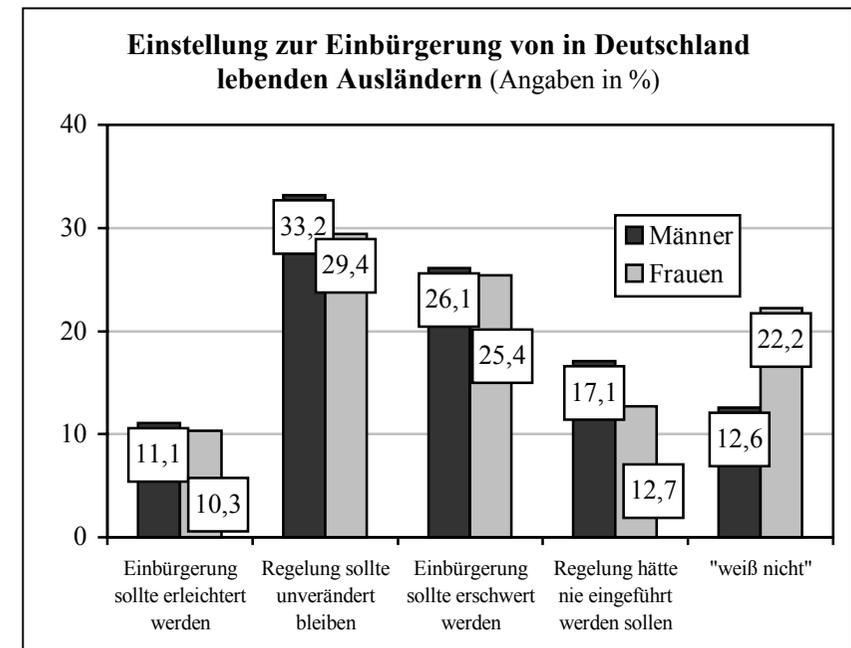
Abb. 18: Misstrauen gegen Fremde



Quelle: nach DER SPIEGEL 13/2000

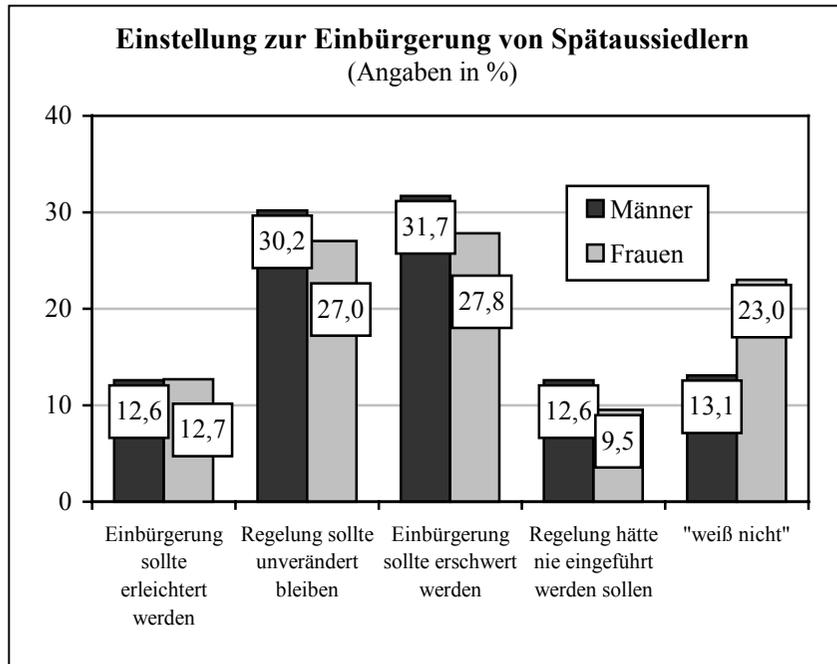
Auch in den Daten aus der SOWI-Bevölkerungsumfrage 1999, in deren Rahmen wir unter anderem 199 junge Männer im Alter von 16 bis 25 Jahren und 126 junge Frauen derselben Altersgruppe zu verteidigungs- und gesellschaftspolitisch relevanten Einstellungen befragt haben, konnten wir gewichtige Hinweise für eine weite Verbreitung tendenziell fremdenfeindlicher Einstellungen finden. So ist nahezu jeder zweite Jugendliche der Ansicht, die Einbürgerung von in Deutschland lebenden Ausländern sollte erschwert werden oder hätte nie eingeführt werden sollen (Abb. 19). Gleiches gilt hinsichtlich der Einbürgerung von Spätaussiedlern (Abb. 20).

**Abb. 19:** Einstellung zur Einbürgerung von in Deutschland lebenden Ausländern



Quelle: SOWI-Bevölkerungsumfrage 1999

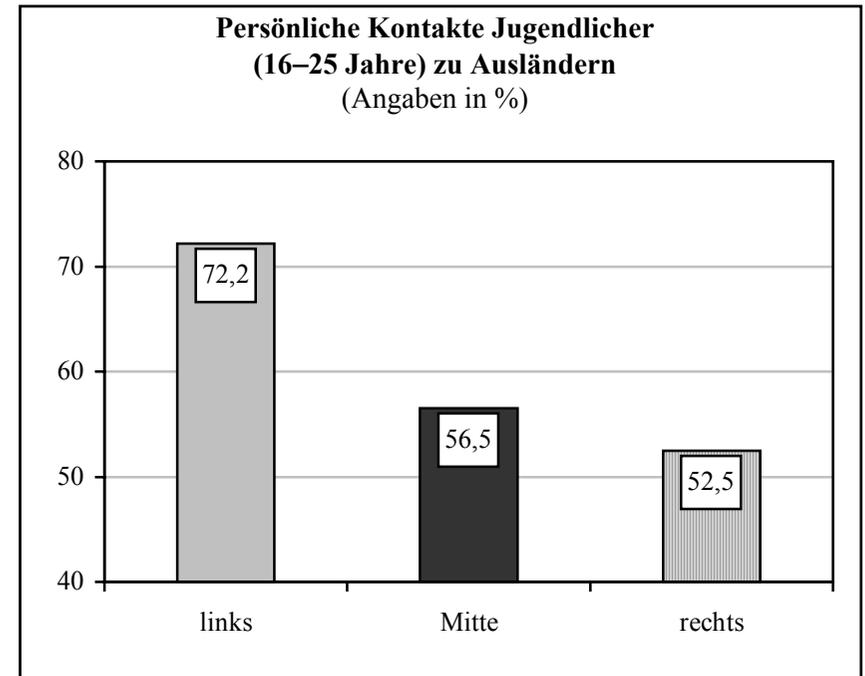
Abb. 20: Einstellung zur Einbürgerung von Spätaussiedlern



Quelle: SOWI-Bevölkerungsumfrage 1999

Bemerkenswert ist, dass immerhin zwei von drei der Befragten angeben, persönliche Kontakte zu Ausländern zu haben, besonders häufig diejenigen, die sich auf dem politischen Spektrum „links“ von der Mitte einordneten (Abb. 21).

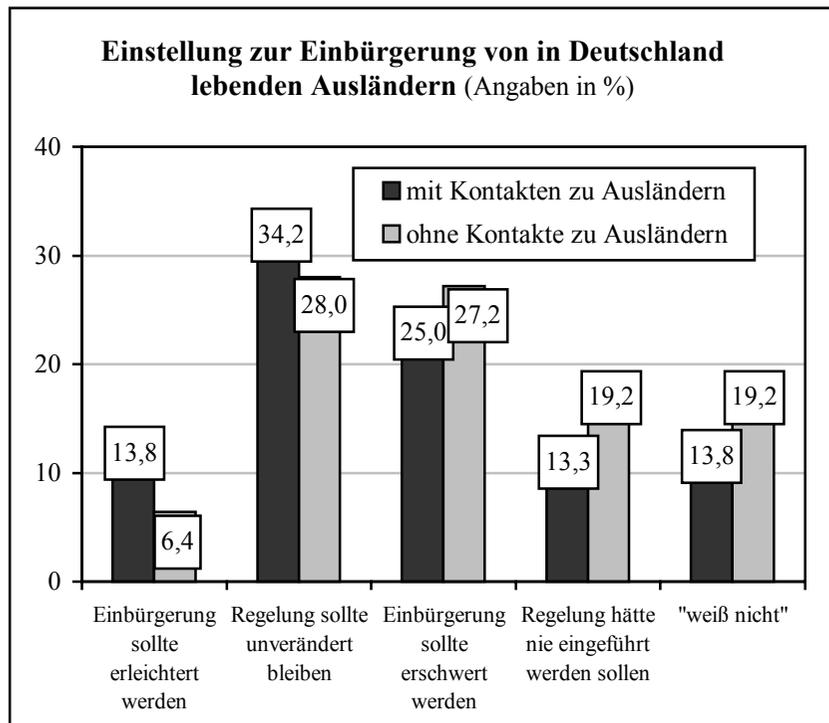
Abb. 21: Persönliche Kontakte zu Ausländern



Quelle: SOWI-Bevölkerungsumfrage 1999

Die Jugendlichen mit persönlichen Kontakten zu Ausländern sprachen sich zwar in einem deutlich höheren Maße für eine Beibehaltung der Einbürgerungsregelung (34,2%) oder sogar für deren Ausweitung aus (13,8%), doch sind auch in dieser Teilgruppe nahezu zwei von drei Jugendlichen der Ansicht, die Einbürgerungsregelung sollte erschwert oder rückgängig gemacht werden (Abb. 22).

Abb. 22: Einstellung zur Einbürgerung von in Deutschland lebenden Ausländern



Quelle: SOWI-Bevölkerungsumfrage 1999

Des Weiteren haben wir im Rahmen der letzten SOWI-Bevölkerungsumfrage mit Hilfe der Haltiner-Skala das jeweils individuelle Ausmaß latent vorhandener Ausländerfeindlichkeit der befragten Jugendlichen erfasst. Die Haltiner-Skala besteht aus sieben Feststellungen, die relevante Aspekte des Zusammenlebens mit Ausländern betreffen. Der Grad der Zustimmung der Befragten zu den sieben Feststellungen wird gewichtet und ergibt in der Summe einen Kennwert für „Ausländerfeindlichkeit“ (siehe Kasten).

### Skala „Ausländerfeindlichkeit“ (nach Haltiner)

1. *Ausländische Minderheiten bereichern unsere Kultur (invers).*
2. *Der Öffentlichkeit sollte verstärkt klargemacht werden, wie Ausländer hier unter Benachteiligungen leiden (invers).*
3. *Deutschland ist durch viele Ausländer in einem gefährlichen Maß überfremdet.*
4. *Ich könnte mir vorstellen, jemanden aus einem fremden Land als Freund/In oder Ehepartner/In zu haben (invers).*
5. *In Deutschland lebende Ausländer sollten ihren Lebensstil besser an den der Deutschen anpassen.*
6. *Die weiße Rasse ist allen anderen Rassen überlegen.*
7. *Mir würde es nichts ausmachen, wenn ich Bürger (bzw. Bürgerin) eines anderen Landes wäre (invers).*

#### Antwortalternativen:

- |                                   |                                     |
|-----------------------------------|-------------------------------------|
| 1. <i>stimme voll und ganz zu</i> | 3. <i>stimme eher nicht zu</i>      |
| 2. <i>stimme eher zu</i>          | 4. <i>stimme überhaupt nicht zu</i> |

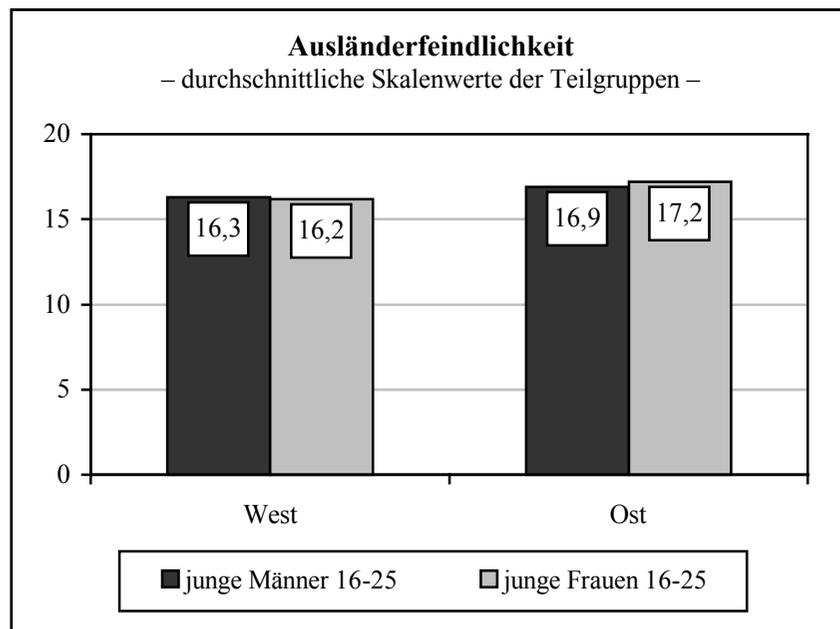
Bewertungsmodus: Die Antworten werden bei der Auswertung mit ein bis vier Punkten gewichtet: sehr ausländerfreundliche Antworten erhielten einen Punkt, sehr ausländerfeindliche Antworten vier Punkte. Diese Punkte werden addiert. Die kleinste Punktsomme, die erzielt werden kann, beträgt also 7 Punkte (= extrem ausländerfreundlich), die maximale Punktzahl von 28 markiert eine extrem ausländerfeindliche Position.

(Die von uns bei Männern und Frauen bis 25 Jahren ermittelten Extremwerte [Minimum: 7; Maximum: 27] schöpften diesen Spielraum nahezu vollständig aus.)

Vorrangiges Ergebnis unserer diesbezüglichen Untersuchung war die Feststellung, dass der durchschnittliche Skalenwert 16,5 Punkte betrug, die befragten Jugendlichen demnach im Schnitt zu allen sieben Feststellungen eine Meinung bekundeten, die jeweils mit 2,4 Punkten bewertet wurde, also ein durchaus gewichtiges Maß an Vorbehalten gegenüber Ausländern beinhaltete (Abb. 23). Insofern stimmt unser

Befund mit den zuvor angesprochenen Feststellungen der Shell-Studie überein. Auch in unserer Studie ist interessant, dass sich hinsichtlich ihrer Vorbehalte gegenüber ausländischen Mitbürgern die jungen Frauen so gut wie gar nicht von den jungen Männern unterscheiden und die Jugendlichen im Westen nur wenig von denen im Osten. Keiner der aufgezeigten Gruppenunterschiede erreicht einen „signifikanten“ Wert, bei dem ein zufälliges Zustandekommen mit hinreichender Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen werden kann.

Abb. 23: Skalenwerte Ausländerfeindlichkeit



Quelle: SOWI Bevölkerungsumfrage 1999

Unsere Befragungsdaten belegen allerdings einen engen und relevanten Zusammenhang zwischen der Haltung gegenüber Ausländern und dem erreichten Schulabschluss: Je niedriger der Schulabschluss ist, desto stärker sind die individuellen Vorbehalte gegenüber den ausländischen Mitbürgern (Abb. 24). Vergleichbares gilt für den politischen

Standort der Befragten: Je weiter „rechts“ sich jemand sieht, desto größer sind seine Vorbehalte (Abb. 25).

Abb. 24: Ausländerfeindlichkeit und Schulbildung

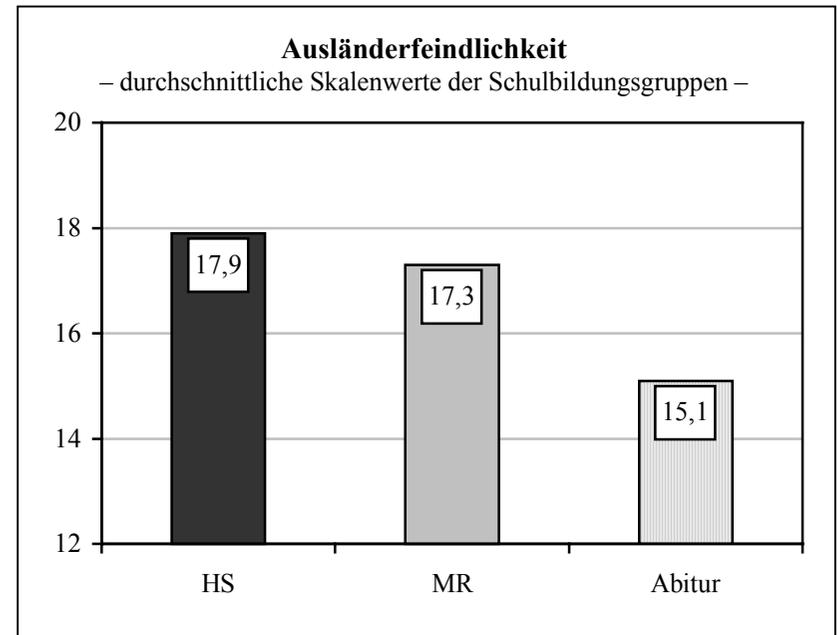
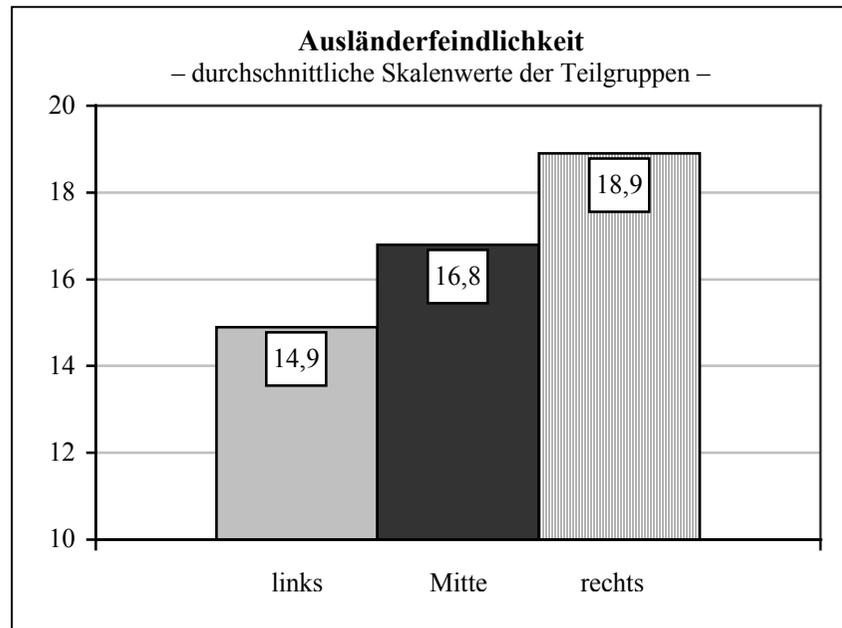


Abb. 25: Ausländerfeindlichkeit und politische Selbsteinschätzung



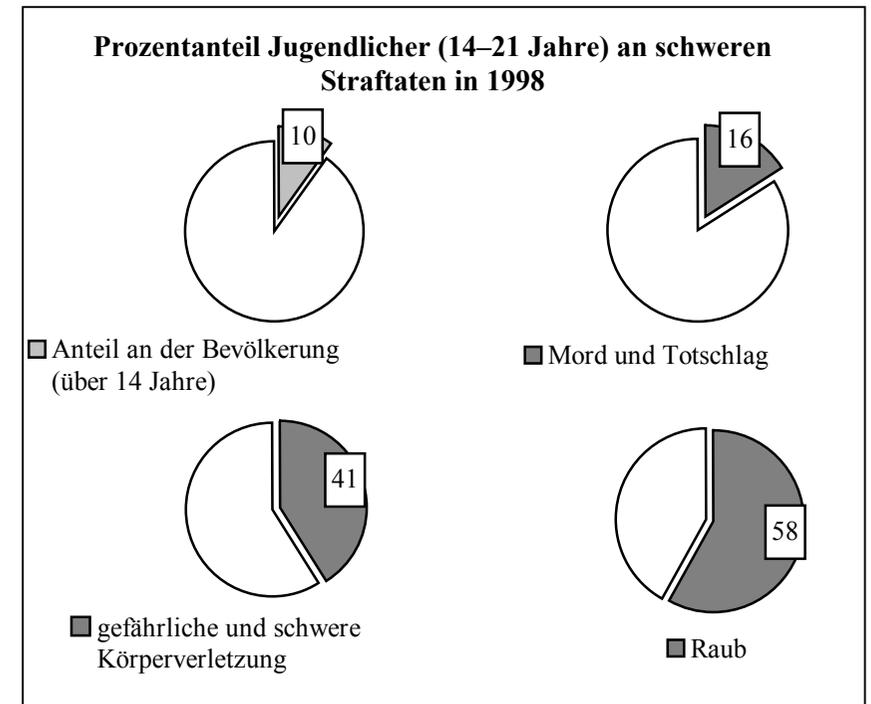
Quelle: SOWI-Bevölkerungsumfrage 1999

#### 5.1.6 Gewaltneigung und Gewaltbereitschaft

In den letzten Jahren sind durch das Bundeskriminalamt regelmäßig leicht rückläufige Zahlen polizeilich registrierter Straftaten bekannt gegeben worden. Diese generelle Tendenz hat mitunter den Eindruck erweckt, es gebe keinen besonderen Anlass zur Besorgnis. Ein solcher Eindruck ist jedoch nicht gerechtfertigt, da die generelle Tendenz gegenläufige Trends einzelner Teilpopulationen lediglich überdeckt hat. Insbesondere im Bereich der Jugendkriminalität – und hier vor allem bei Gewaltdelikten junger Menschen – sind nämlich durchaus besorgniserregende Entwicklungen zu verzeichnen.

Laut der aktuellen Polizeilichen Kriminalstatistik 1999 gingen (im Vorjahr) 1998 auf das Konto von Jugendlichen im Alter von 14 bis (unter) 21 Jahren, die als solche einen Bevölkerungsanteil von etwa 10% in Deutschland stellen, 16% der Fälle von Mord und Totschlag, 41% der Fälle von schwerer Körperverletzung und 58% der Raubüberfälle (Abb. 26).

Abb. 26: Jugendliche Gewalttäter



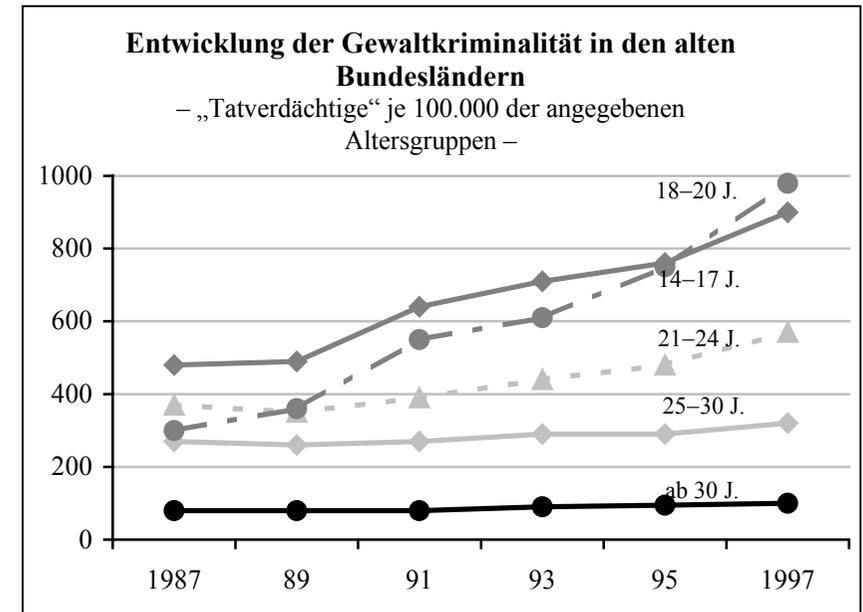
Quelle: Greve/Wetzels 1999

Der Nachweis von längerfristigen Trends in diesem Problemfeld ist schwierig, da die regional erhobenen Kriminalitätsstatistiken zum Teil auf unterschiedlichen Grundlagen beruhen und nicht immer direkt vergleichbar sind. Eine hinreichend verlässliche Datenquelle auch in der Rückschau über einen längeren Zeitraum, bietet lediglich die Poli-

zeiliche Kriminalstatistik (PKS), die vom Bundesinnenministerium zentral geführt wird und der jährlich aufbereitete Vergleichszahlen über registrierte Delikte, Opfer und Tatverdächtige entnommen werden können. Vergleichsdaten aus den neuen Bundesländern liegen ab 1995 vor.

Greve und Wetzels (1999) haben die PKS-Statistiken „Tatverdächtige“ der letzten Jahre zur Gewaltkriminalität in den alten Bundesländern, die allerdings nur Fälle enthalten, in denen auch Tatverdächtige ermittelt wurden (69,2% bei Gewaltdelikten), nach dem Lebensalter der „Tatverdächtigen“ aufbereitet und zusammengeführt. Das Ergebnis ist in der nachfolgenden Grafik (Abb. 27) wiedergegeben. Es zeigt, dass in den letzten 10 Jahren die Vergleichsrate der wegen Gewalttaten registrierten Jugendlichen (18 bis unter 21 Jahre) um knapp 170% zugenommen hat. Bei den Heranwachsenden (14 bis unter 18 Jahre) sind es 85%. Die ältere Bevölkerungsgruppe (über 30) zeigt dagegen praktisch keine Veränderungen.

Abb. 27: Entwicklung der Gewaltkriminalität in den alten Bundesländern



Quelle: Greve/Wetzels 1999

Bezüglich der neuen Bundesländer konnten die beiden Autoren keine vergleichbaren Verlaufsstatistiken erstellen. Sie verweisen jedoch auf eine Untersuchung von Pfeiffer und Wetzels (1997), die aufzeigen konnten, dass im Jahr 1996 die polizeilich registrierte Gewaltkriminalität Jugendlicher in den neuen Bundesländern ein erheblich höheres Niveau aufwies als in den alten Bundesländern (Jugendliche +58,8%; Heranwachsende +93,4%). Des Weiteren konnte aus den statistischen Daten abgeleitet werden, dass bei Jugendlichen und Heranwachsenden in den neuen Bundesländern der Anteil der von Gruppen begangenen Gewaltdelikte vermutlich besonders hoch ist (vgl. Greve/Wetzels 1999: 99).

Der erschreckend hohe Anstieg von Gewalt und Gewaltbereitschaft bei Jugendlichen in Deutschland ist hinreichender Anlass für weiterführende Beobachtungen, Ursachenforschung und Präventionsmaßnahmen. Vieles ist bereits in Angriff genommen. Mit welcher massiven Problemen Wissenschaftler und gesellschaftliche Verantwortungsträger dabei konfrontiert sind, veranschaulichen die zentralen Befunde einer Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen an 1.600 Rostocker Schülern („Rostocker Gewaltstudie“; siehe Kasten).

### **Alltägliche Gewalt – Rostocker Studie**

**1.600 Rostocker Schüler** der neunten Klassen hat das Kriminologische Forschungsinstitut Niedersachsen nach ihren Einstellungen zu Ausländern und ihrer Gewaltbereitschaft befragt.

**40 Prozent** stimmten der These, dass die Ausländer schuld an der Arbeitslosigkeit seien, „eher“ oder „völlig“ zu.

**26 Prozent** fanden, dass Deutschland wieder einen starken Führer braucht.

**17,8 Prozent** der Befragten waren zugleich ausländerfeindlich und gewaltbereit eingestellt. Der weitgehende Fortfall sozialer Kontrollen und korrigierender Systeme im Osten begünstigte die Gewaltbereitschaft, stellt die Studie fest.

**Über die Hälfte** der Schüler hat selbst körperliche Gewalt in der Familie erlebt, die entweder gegen sie selbst oder andere Familienmitglieder gerichtet war.

**Die Quote** schwerer Misshandlungen, die Schüler zu Hause erlebten, liegt bei rund acht Prozent. 30 Prozent der Schüler lebt bei nur einem Elternteil.

Quelle: Berliner Zeitung vom 4.8.2000

### 5.1.7 Rechtsextremismus

Rechtsextremismus ist insofern auch ein Jugendproblem, als die zuvor beschriebene, erschreckend hohe Gewaltbereitschaft eines Teils der Jugend sich auffallend häufig in fremdenfeindlichen, rassistischen oder nationalistisch getönten Formen äußert, zumeist auch als Gruppenverhalten. Fremdenfeindliche oder sonstige rechtsextrem motivierte Gewalttaten Erwachsener sind demgegenüber ausgesprochen selten. So kann leicht der Eindruck entstehen, Rechtsextremismus sei vorrangig ein Problem der Jugend oder genauer ein Problem der Gesellschaft mit der Jugend. Entsprechende Deutungsansätze führen jedoch zu Missverständnissen und Fehldeutungen: Das Konfliktfeld allein als Jugendproblem zu deklarieren und somit die „historische Komplexität zu verkennen“ hat in eine Sackgasse geführt. Die Konzentration auf die formale Kontrolle (Polizei und Justiz) und die Sozialarbeit mit rechtsextrem orientierten Gewalttätergruppen greift zu kurz und trägt nicht als gesellschaftlicher Ansatz (vgl. Wagner 2000). Der besondere Zusammenhang zwischen Jugend und rechter Gewalt ergibt sich vor allem daraus, „dass sich Jugendliche größtenteils durch Gewalt mit sich selbst und ihrer Umwelt auseinandersetzen“ (Hafenerger 1999: 27).

Wir wollen uns im Folgenden darauf beschränken, das Problemfeld anhand der vom Verfassungsschutz registrierten Straftaten mit rechtsextremem Hintergrund zu beleuchten, und einzelne sozialwissenschaftliche Erklärungsansätze für die beobachteten Phänomene kurz vorstellen. Die in den nachfolgenden beiden Grafiken aufbereiteten Daten geben allerdings nur die aktuellen Gesamtzahlen der vom Verfassungsschutz registrierten einschlägigen Straftatbestände wieder. Sie beinhalten keine Information über das Lebensalter der Täter und lassen sich auch nicht z. B. an der Polizeilichen Kriminalstatistik (PKS) überprüfen. Gerhardt Fricke, Abteilungspräsident im Bundeskriminal-

amt, hat hierzu generell angemerkt, „dass es innerhalb der Polizei und der sonstigen Sicherheitsbehörden keine festgelegten Definitionen einer rechtsextremistisch motivierten und einer fremdenfeindlichen Straftat gibt, so dass eine entsprechende Einordnung und Analyse des vorhandenen Zahlenmaterials nicht vorbehaltlos erfolgen kann“ (Fricke 1999: 32). Es steht jedoch außer Zweifel, dass zumindest die berichteten Gewalttaten mit rechtsextremem Hintergrund vornehmlich von Jugendlichen begangen wurden, sicher auch ein Großteil der Nötigungen und Sachbeschädigungen; vermutlich aber nicht der Propagandadelikte und der Volksverhetzungen. Deren überproportional hohe Zahl darf vielmehr als Hinweis auf das problematische Umfeld angesehen werden, in welchem sich die jugendlichen Straftäter bewegen. (Abb. 28)

Abb. 28: Straftaten mit rechtsextremem Hintergrund

<b>Straftaten mit rechtsextremem Hintergrund</b>		
Gewalttaten	<b>1999</b>	1998
Tötungsdelikte	<b>1</b>	0
Versuchte Tötungsdelikte	<b>13</b>	16
Körperverletzungen	<b>630</b>	595
Brandstiftungen	<b>35</b>	39
Sprengstoffanschläge	<b>2</b>	3
Landfriedensbruch	<b>65</b>	55
<b>Gesamt</b>	<b>746</b>	708
sonstige Straftaten		
Sachbeschädigungen	<b>373</b>	516
Nötigung/Bedrohung	<b>220</b>	276
Propagandadelikte	<b>6.719</b>	6.958
andere Straftaten, insbesondere Volksverhetzung	<b>1.979</b>	2.591

Quelle: Verfassungsschutzbericht 1999

Der Täterkreis für fremdenfeindliche Straftaten ist ausgiebig erforscht worden. Die nachfolgend umrissenen Beschreibungsmerkmale einschlägiger Straftäter (zitiert nach Willems/Würtz/Eckert: 1993) finden sich in der Literatur immer wieder. Sie gelten im Grundsatz auch für Straftäter, die (sonstige) Delikte mit rechtsextremistischem Hintergrund begehen:

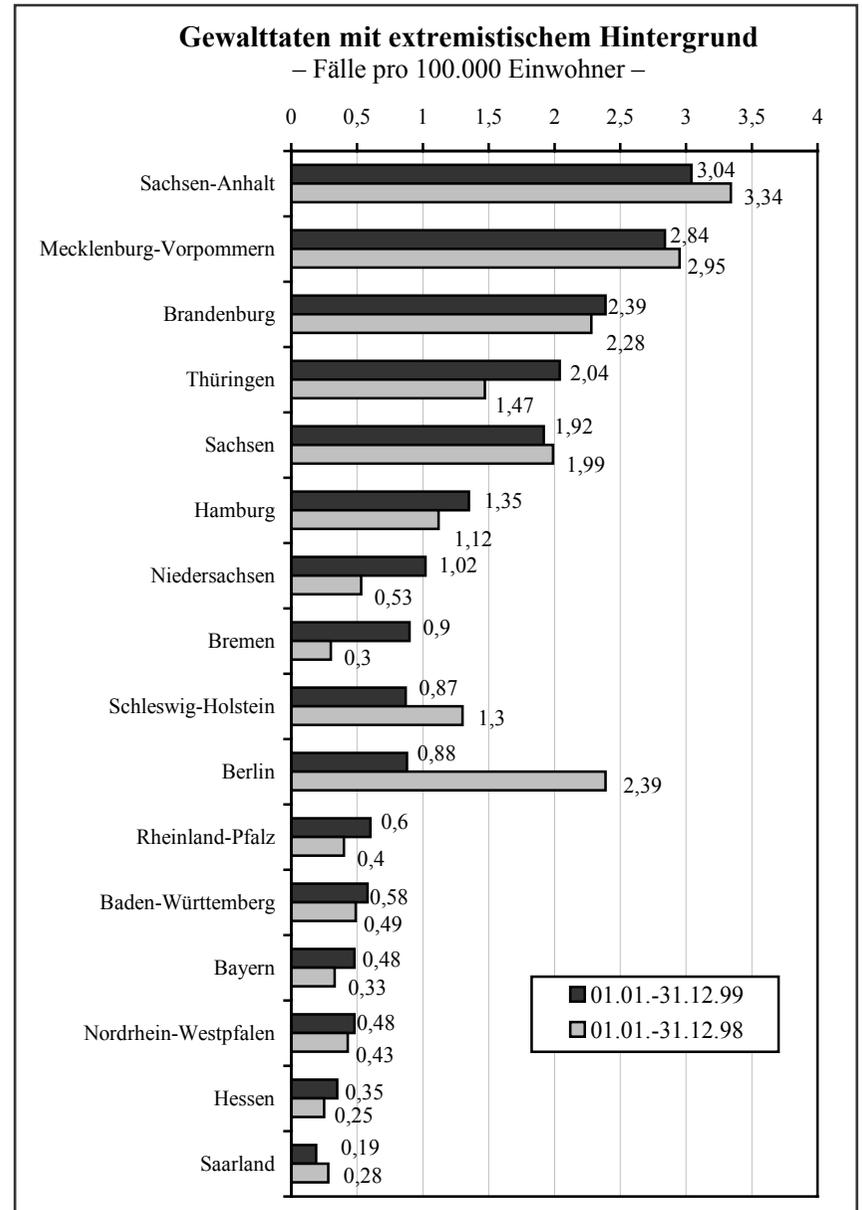
- Fremdenfeindliche Straftaten werden meist von jungen Männern begangen.
- Fremdenfeindliche Straftäter haben meist Hauptschulabschluss, ihr Bildungsniveau ist niedrig.
- Fremdenfeindliche Straftäter sind keine Arbeitslosen, sondern meist Facharbeiter oder Lehrlinge.
- Der politische Status der Täter ist selten exakt zu bestimmen. Es überwiegen Befunde, die eine Zugehörigkeit oder Sympathie zur rechten, extremistischen Szene nahelegen. Viele Täter sind jedoch nicht in rechtsextremen Gruppierungen oder Parteien als Mitglieder registriert.
- Fremdenfeindliche Straftäter sind der Polizei größtenteils bereits bekannt (65%). Allerdings betreffen diese Vorerkenntnisse weniger politisch motivierte Aktivitäten (18,1%) als vielmehr andere Auffälligkeiten, wie Schlägereien, Fahren unter Alkohol oder Diebstahlsdelikte (47,1%).

Eine „Regelmäßigkeit“ scheint auch beim Zeitpunkt und den Umständen zu herrschen: die meisten fremdenfeindlichen Straftaten werden am Wochenende, in der Gruppe und unter Alkoholeinfluss begangen.

Was den Gesamtumfang des Problemfeldes betrifft, machte Fricke (1999: 33) darauf aufmerksam, dass nach den neuesten Zahlen der PKS knapp 7% aller Tatverdächtigen rechtsextremistisch motiviert seien und der Tatentschluss meist spontan oder als gruppendynamischer Prozess entstände. Diese Feststellung legt nahe, die Ursachenforschung nicht auf strukturelle Rahmenbedingungen („Gewalt in der

Gesellschaft“, „Verflüssigung“ traditioneller gesellschaftlicher Strukturen, „Marginalisierung“ von Randgruppen) zu beschränken, sondern auch die besondere Dynamik einzubeziehen, die sich in Jugendgruppen unter bestimmten Bedingungen bzw. gegebenen Verhältnissen entwickeln kann. Dies gilt besonders für die neuen Bundesländer, in denen Jugendliche auffallend viele Straftaten mit rechtsextremistischem Hintergrund begehen. (Abb. 29)

Abb. 29: Rechtsextreme Gewalt



Quelle: Verfassungsschutzbericht 1999

Ein möglicher Erklärungsansatz für fremdenfeindliche und extremistische Straftaten lässt sich u. a. aus der *sozialen Identitätstheorie* (SIT) ableiten. Diese sieht in einer mangelnden Ausdifferenzierung bei der Identitätsentwicklung eine mögliche Ursache für aggressive Ausschreitungen von Jugendgruppen. Einige wenige Gruppenidentitäten absorbieren in diesem Fall die gesamten Trieb- und Affektenergien. Eigene Deprivationen und Beeinträchtigungen des Selbstwertgefühls und die dabei erlebte „Marginalisierung“ – man kann die Ziele, die man anstrebt nicht erreichen und fühlt sich deshalb „an den Rand gedrängt“ – schlagen um in Aggression gegen andere, ebenfalls marginalisierte Personen oder Gruppen. Daher werden nicht nur Andersfarbige Opfer rechtsradikaler Gewalt, sondern auch Obdachlose, Drogenabhängige oder körperlich Behinderte.

Einen vergleichbaren Wirkungszusammenhang postuliert auch die sog. *Anomietheorie* (Merton 1968; nach Bornewasser 1999: 181f.): Wenn allgemein verbindliche, positive Zielvorstellungen nicht mehr von allen Mitgliedern einer Gruppe, der man sich zugehörig fühlt, unter Einsatz legitimer, zielführender Mittel erreichbar sind, führt dies zu einem „anomischen“ Zustand bei den Betroffenen. Kommen nun noch massive Deprivationserlebnisse hinzu, so kann eine aggressive „Rebellion“ unter Einsatz von kriminellen Methoden und Gewalt die Folge sein. Diese Gewalt richtet sich gegen Fremde, wenn diese ebenfalls Randständigen zu Konkurrenten um die knappen Mittel werden. Zwischen Fremden und Einheimischen kommt es zu einem (meist nur eingebildeten) Verteilungskonflikt, der auch „stellvertretend“ geführt werden kann; d. h. durch Gruppenangehörige, die selbst nicht anomisch sind, aber erleben, dass andere Gruppenmitglieder Deprivationen ausgesetzt sind.

Die *Individualisierungs-Desintegrationstheorie* (Heitmeyer 1997; nach Bornewasser 1999: 182) hebt gegenüber den gruppendynami-

schen Effekten wieder mehr die Bedeutung struktureller Rahmenbedingungen hervor: Die allgemeine gesellschaftliche Entwicklung hat zu einer Strukturkrise geführt, die durch Desintegration, durch Entsolidarisierung und durch die Marginalisierung von Randgruppen gekennzeichnet ist. Verstärkt wird dieser Prozess durch eine Regulations- und eine Bindungskrise. Trotz krisenhafter Entwicklung werden die individuellen Bedürfnisse nicht zurückgenommen, sondern als Ansprüche aufrechterhalten. Zudem führt eine weitgehende Entfremdung von den traditionellen Institutionen und Verbänden zu einer Überforderung vieler Einzelner bei der individuellen Lebensbewältigung. Gleichzeitig herrscht kein Konsens darüber, welche Mittel legitim sind, um die Ansprüche zu erreichen. Von diesen Prozessen sind insbesondere die „Modernisierungsverlierer“ betroffen: Sie fühlen sich existenziell bedroht, es mangelt ihnen an Orientierung und an Perspektive, sie erleben Macht- und Kontrollverluste, werden gleichgültig gegenüber gesellschaftlichen Erwartungen und risikobereit, sind identitätsgestört. Das Gesamtgefüge dieser Verluste und Störungen sieht Heitmeyer als Vorbedingung für Gewalt gegen Fremde an.

Allen drei Theorien ist die zentrale Annahme gemeinsam, dass Deprivations- und Versagenserlebnisse zu einer Beeinträchtigung von Zugehörigkeits- und Selbstwertgefühlen und damit auch zu Identitätsstörungen führen. Unter Umständen können sie zur Ursache für extremistische Gesinnung und radikale Verhaltensweisen, vor allem auch für Diskriminierungen und Aggressionen gegen Fremde werden. Solche Umstände können durchaus besondere Ausprägungsformen der von uns in Kapitel 6 angesprochenen Modernisierungskräfte „Neue Arbeitswelt“, „Glokalisierung“ und „Rational Overchoice“ sein. In ihrer Folge können sich nämlich „Teilhhaber“ wie auch „Modernisierungsverlierer“ an der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung, herausbilden. Solche Differenzierungen unter Jugendlichen sind in Ost und West bereits erkennbar. In den neuen Bundesländern

erhalten sie ein zusätzliches Gewicht durch erhebliche strukturelle Benachteiligungen der Jugendlichen (u. a. Mangel an Ausbildungs- und Arbeitsplätzen), vor allem aber auch durch die kollektiven Belastungen der eigenen Identität und des Selbstwertgefühls, die aus der DDR-Vergangenheit nachwirken.

Nicht nur für die Bundeswehr sind Zusammenhänge von Interesse, die zwischen Fremdenfeindlichkeit und nationaler Identität zu bestehen scheinen. Entsprechende Ergebnisse sind keineswegs eindeutig. Bornwasser (1999: 185) führt hierzu an, dass „sich keine durchgängigen Hinweise dafür auffinden, dass eine ausgeprägte nationale Identität mit einer gesteigerten Diskriminierungsbereitschaft einhergeht“. Er selbst glaubt auf der Grundlage der vorliegenden Untersuchungen an einen U-förmigen Zusammenhang zwischen nationaler Identität und Fremdenfeindlichkeit: Sowohl eine gering ausgeprägte wie auch eine übersteigerte nationale Identität begünstige Fremdenfeindlichkeit.

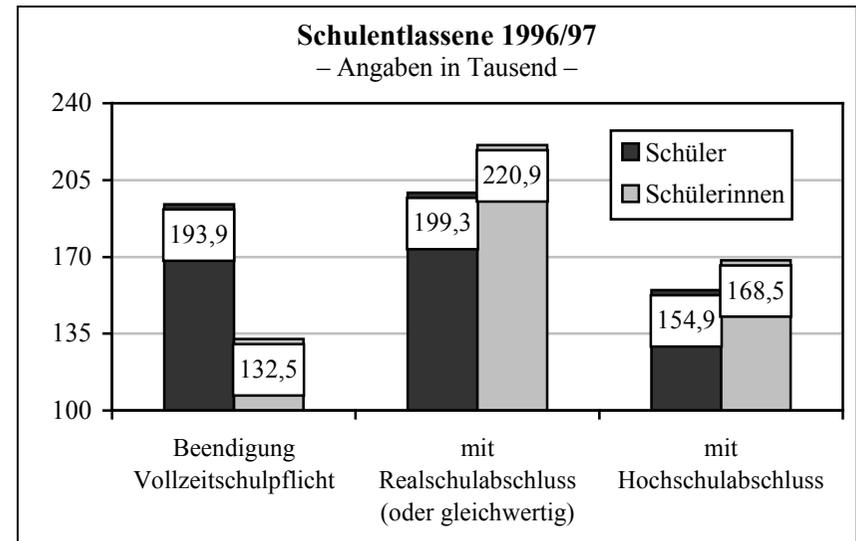
## 5.2 Ausbildung, Beruf und Erwartungen an den Arbeitsplatz

Ein zentraler Schwerpunkt in der Lebensplanung junger Männer und junger Frauen gleichermaßen ist, durch eine qualifizierte Ausbildung und **Berufskarriere** eine günstige Platzierung in der Sozialstruktur der Gesellschaft zu erreichen. Dies ist im Besonderen solchen jungen Männern wichtig, die aus sozial schwachen Milieus stammen. Ist doch für sie eine feste, berufliche Position und das damit verbundene Einkommen das bedeutendste Kriterium ihrer Heirats- bzw. Partnerschaftsfähigkeit (Kersten 1997).

Basis einer anspruchsgerechten Berufskarriere ist eine gute Schulausbildung. Sie wird in Deutschland von einer deutlichen Mehrzahl der jungen Männer und Frauen durchlaufen: 1997 beendeten 30,5% der

Jugendlichen ihre Schulpflichtzeit als Haupt- oder Sonderschüler. Nahezu ebenso viele machten das Abitur oder erwarben die Fachhochschulreife (30,2%). Die Übrigen erreichten einen Realschulabschluss („Mittlere Reife“) oder die vergleichbare Fachoberschulreife (39,3%).

Abb. 30: Schulentlassene 1996/1997 in Deutschland



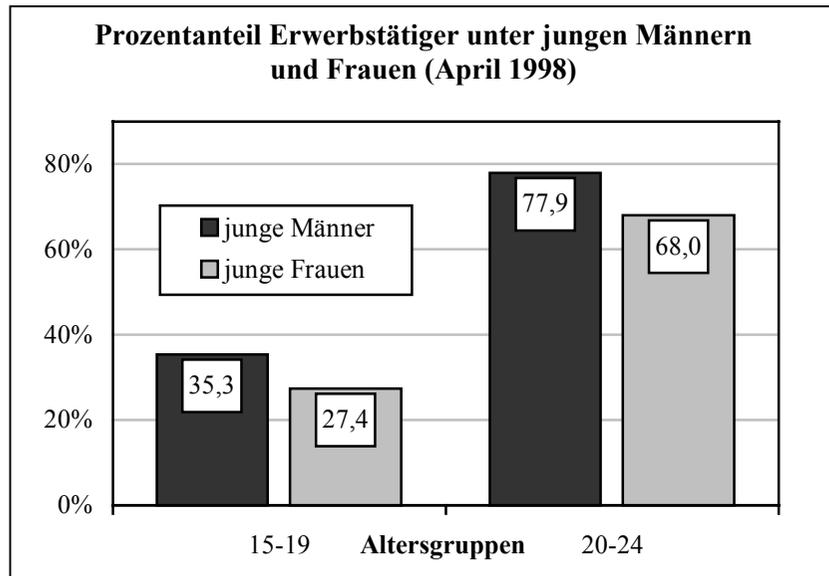
Quelle: Statistisches Jahrbuch 1999

Interessant ist, dass junge Frauen unter den Absolventen weiterführender Schulen deutlich überrepräsentiert sind, während dies bei den Absolventen der Haupt- und Sonderschulen genau umgekehrt ist. Offensichtlich sind junge Frauen leistungswilliger und, wie einschlägige Untersuchungen immer wieder zeigen (u. a. Pilz 2000), in vieler Hinsicht auch leistungsfähiger.

In gewissem Widerspruch zur anhaltenden Debatte über lange oder gar überlange Schulzeiten in Deutschland kann festgestellt werden, dass etwa jeder dritte Jugendliche unter 20 Jahren bereits berufstätig

ist. In der Altersgruppe 20 bis 24 Jahre sind es sogar drei von vier Jugendlichen (Abb. 31). Die deutlich geringeren Quoten der jungen Frauen unter den Erwerbstätigen korrespondieren mit deren höherem Anteil auf den weiterführenden Schulen.

Abb. 31: Prozentanteil Erwerbstätiger



Quelle: Statistisches Jahrbuch 1999

Im Rahmen der 13. Shell Jugendstudie (2000: 192f.) war den Jugendlichen auch die Frage gestellt worden „Was ist Dir wichtig, wenn Du Dir eine Arbeit suchst, wenn Du Dich für einen Beruf entscheidest?“. Aus einer Liste mit 17 vorformulierten Antworten konnten bis zu fünf ausgewählt werden. Fast alle Befragten gaben auch fünf Kriterien an. Die nachfolgende Tabelle enthält die 17 Kriterien in der Rangfolge der ihnen von den Jugendlichen beigemessenen Wichtigkeit, d. h. ihren jeweiligen Prozentanteil an Nennungen (Abb. 32).

Abb. 32: Kriterien für die Arbeitsplatzwahl

<b>Kriterien für die Arbeitsplatzwahl</b>	
Rangplatz	%-Anteil Nennungen
1. Die Arbeit soll interessant sein und Spaß machen.	53
2. Die Arbeit soll mir Sicherheit bieten vor Arbeitslosigkeit.	49
3. Die Arbeit soll abwechslungsreich sein und vielfältige Aufgaben beinhalten.	47
4. Ich will bei der Arbeit viel Geld verdienen.	43
5. Ich will bei der Arbeit von freundlichen Kollegen umgeben sein.	41
6. Die Arbeit soll mir Aufstiegsmöglichkeiten bieten.	40
7. Ich will bei der Arbeit meine Fähigkeiten gut zur Geltung bringen können.	31
8. Ich will bei der Arbeit stolz darauf sein können, was ich leiste.	27
9. Ich will mich bei der Arbeit persönlich weiterentwickeln können.	25
10. Ich will durch die Arbeit in meinem Privatleben nicht beeinträchtigt werden.	25
11. Die Arbeit soll mir ermöglichen, kreativ zu sein.	23
12. Die Arbeit soll von anderen anerkannt werden.	19
13. Die Arbeit soll nützlich sein.	18
14. Ich will einen verständnisvollen Chef haben.	17
15. Ich will bei der Arbeit selbst bestimmen können, was ich tue.	15
16. Ich will ohne Kontrolle arbeiten können.	12
17. Die Arbeit soll nicht zu anstrengend sein.	10

Quelle: 13. Shell Jugendstudie

Die Übersicht verdeutlicht, dass den Jugendlichen sowohl ideelle wie auch materielle Bewertungskriterien wichtig sind, in etwa sogar gleichgewichtig: Die angestrebte Arbeit soll interessant (53%) und abwechslungsreich (47%) sein und die Einbindung in einen freundlichen Kollegenkreis (41%) mit sich bringen. Sie soll in gleichem Maße aber auch Sicherheit vor Arbeitslosigkeit (49%), ein hohes Einkommen (43%) und Aufstiegsmöglichkeiten (40%) bieten.

Betrachtet man das Antwortverhalten im Ost-West-Vergleich, so fällt eine stärker materielle Orientierung der Jugendlichen aus den neuen Bundesländern auf: Für sie ist die „Sicherheit vor Arbeitslosigkeit“ das wichtigste Entscheidungskriterium (54% gegenüber 48%). Zudem nehmen bei ihnen „viel Geld verdienen“ (49%) und „Aufstiegsmöglichkeiten“ (42%) einen signifikant höheren Stellenwert ein als bei den Jugendlichen im Westen (41% und 40%). (nach Fritsche 2000: 192) Noch interessanter scheint uns aber die Differenzierung zu sein, die die Autorin nach dem Grad der Nutzung moderner Informationsmedien durch die Jugendlichen („Heavy User“ versus „Technikabstinenten“) und nach ihren Angaben über das Bildungsniveau im Elternhaus („hoch“ versus „niedrig“) vorgenommen hat. Die jeweiligen Arbeitsplatzpräferenzen dieser vier Teilgruppen sind in der nachfolgenden Tabelle wiedergegeben (Abb. 33; nach Fritsche 2000: 193).

Abb. 33: Kriterien für die Arbeitsplatzwahl unterschiedlicher Teilgruppen

<b>Kriterien für die Arbeitsplatzwahl</b> – Die 3 häufigsten Nennungen bei unterschiedlichen Teilgruppen –	
Rangplatz	%-Anteil Nennungen
<b>„Heavy User“ moderner Medien (Handy/Internet) = männlich dominierte Gruppe</b>	
1. Ich will bei der Arbeit viel Geld verdienen.	57
2. Die Arbeit soll mir Aufstiegsmöglichkeiten bieten.	57
Die Arbeit soll abwechslungsreich sein und vielfältige Aufgaben beinhalten.	53
<b>„Technikabstinenten“ (kein Handy, kein Internet, kein Technikinteresse) = weiblich dominierte Gruppe</b>	
1. Die Arbeit soll mir Sicherheit bieten vor Arbeitslosigkeit.	53
2. Sie Arbeit soll interessant sein und Spaß machen.	51
3. Ich will bei der Arbeit von freundlichen Kollegen umgeben sein.	46
<b>hohes Bildungsniveau im Elternhaus</b>	
1. Die Arbeit soll interessant sein und Spaß machen.	55
2. Die Arbeit soll abwechslungsreich sein und vielfältige Aufgaben beinhalten.	54
3. Ich will bei der Arbeit viel Geld verdienen.	41
<b>niedriges Bildungsniveau im Elternhaus</b>	
1. Die Arbeit soll mir Sicherheit bieten vor Arbeitslosigkeit.	54
2. Die Arbeit soll interessant sein und Spaß machen.	52
3. Ich will bei der Arbeit viel Geld verdienen.	46

Quelle: nach 13. Shell Jugendstudie

Die Übersicht verdeutlicht, dass die „Heavy User“ mit deutlichem Abstand karrierebezogene Anforderungskriterien an einen Arbeits-

platz stellen: Er soll abwechslungsreich sein, vor allem aber Aufstiegsmöglichkeiten und ein gutes Gehalt bieten. Hierauf arbeiten die „Heavy User“ – wohl nicht nur durch intensive Nutzung der Informationsmedien – offensichtlich zielgerichtet hin.

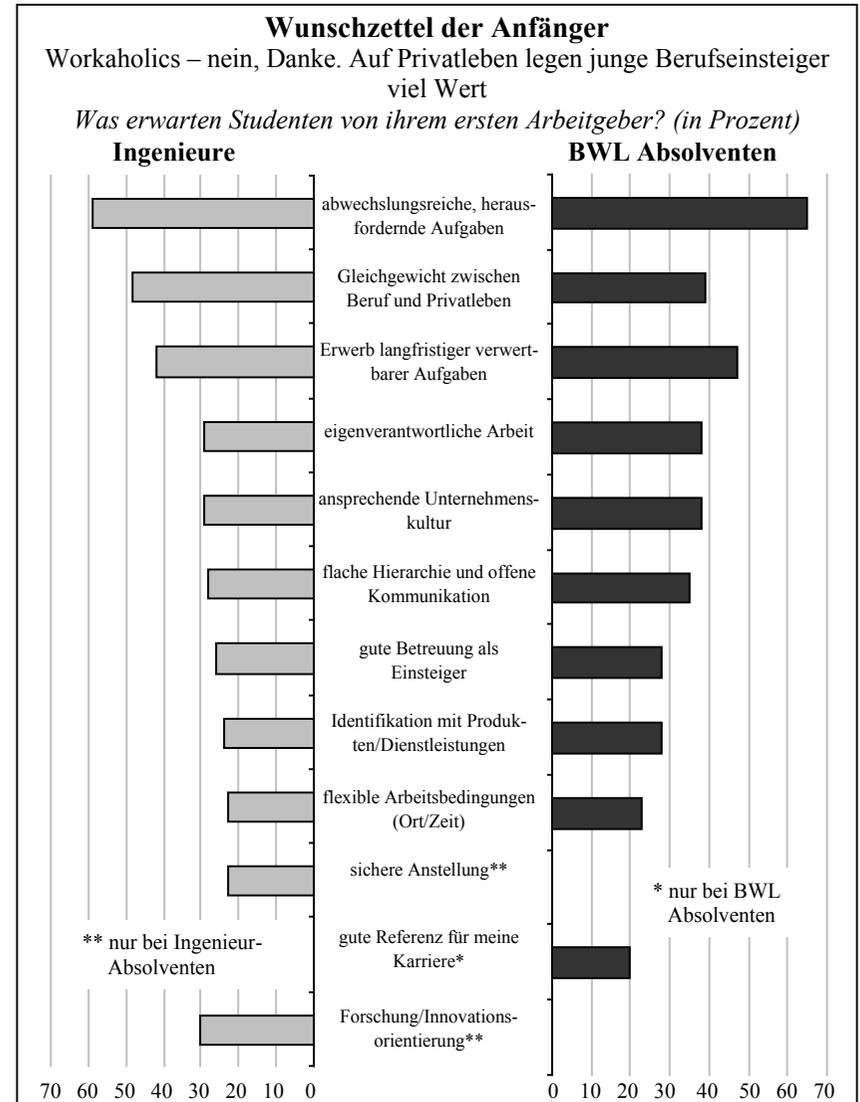
Die „Technikabstinenten“, zu denen überproportional viele junge Frauen gehören, sind dagegen primär an Arbeitsplatzsicherheit und komfortablen Rahmenbedingungen interessiert.

Die Differenzierung nach der Art des Elternhauses zeigt ein vergleichbares Ergebnis: Offensichtlich motivieren durch die Herkunft bedingten Defizite die betroffenen Jugendlichen, sich beruflich abzusichern und sich möglichst bald einen angemessenen Verdienst zu erarbeiten. Jugendliche aus sozial bessergestellten Elternhäusern orientieren sich mehr an der Art der Tätigkeit selbst. Sie stellen Ansprüche und sehen sich auch in der Lage, diesen gerecht werden zu können.

Vergleichbare Folgerungen, soweit sie die selbstbewussteren Jugendlichen mit den besseren Ressourcen betreffen, können auch aus einer Untersuchung gezogen werden, bei der das Nürnberger Personalforschungsinstitut „trendence“ im Auftrag des FOCUS knapp 5.000 angehende Ingenieure und Absolventen der Betriebswirtschaftslehre (BWL) gefragt hat, bei welchem Unternehmen sie am liebsten anfangen würden. Unter den jeweils 50 Unternehmen, die von den Ingenieuren einerseits und von den BWL-Absolventen andererseits am häufigsten genannt wurden, war die Bundeswehr nicht enthalten. Dies mag daran liegen, dass ausdrücklich nach „Unternehmen“ gefragt wurde, zu denen die Bundeswehr nach landläufigem Verständnis nicht zählt. Auch Polizei und Staatsdienst sind in der Prioritätenliste nicht mit aufgeführt. Möglicherweise waren diese drei Organisationen aber auch deshalb von den Hochschulabsolventen nicht hinreichend oft genannt worden, weil sie hinsichtlich der Attraktivität des Arbeitsplatzes nicht mit Wirtschaftsunternehmen konkurrieren können. Letztere entsprechen offenbar in höherem Maße den Anforderungen, die die

jungen Hochschulabsolventen an ihren ersten Arbeitgeber richten (Abb. 34; FOCUS 30/2000: 163).

Abb. 34: Erwartungen von Hochschulabsolventen an den Arbeitgeber

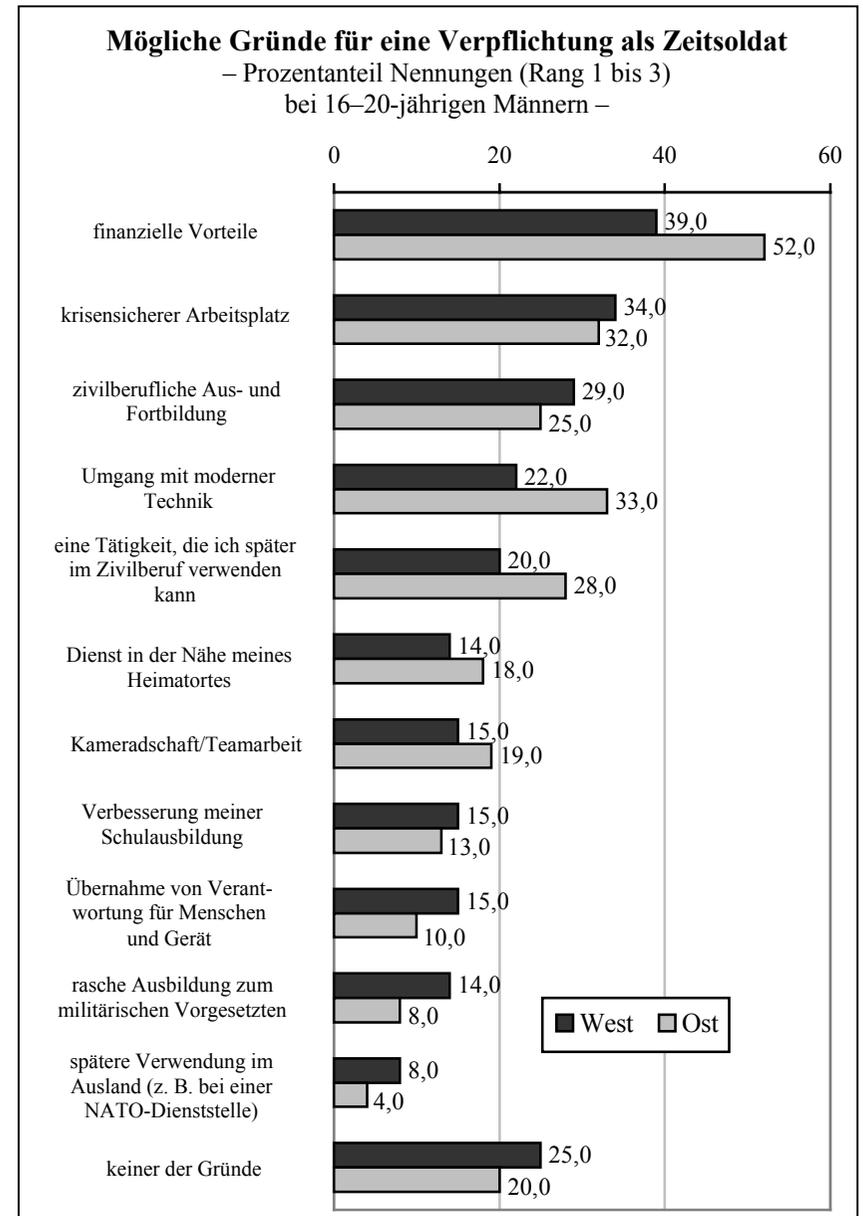


Quelle: FOCUS 30/2000

Die jungen Akademiker legen den größten Wert darauf, dass ihr beruflicher Arbeitsplatz nicht nur abwechslungsreiche und herausfordernde Tätigkeiten bietet, er muss ihnen auch noch ein ebenso anspruchsvolles Privatleben erlauben. Was das u. a. bedeutet, wird von dem Rezensenten wie folgt beschrieben: „Knapp die Hälfte der Absolventen will weder Nächte noch Wochenenden zwischen Papierbergen absitzen. Die meisten Ingenieure hoffen sogar optimistisch, dass sie nicht mehr als 36 bis 45 Stunden pro Woche arbeiten müssen.“ (FOCUS 30/2000: 164f.) Wenn zudem noch, wie die vorstehende Grafik ausweist, eigenverantwortliche Arbeit, flache Hierarchien und flexible Arbeitsbedingungen erwartet werden, wird nachvollziehbar, dass die Bundeswehr für Uni-Absolventen wenig attraktiv erscheint.

Welche Gründe nichtsdestoweniger junge Männer aller Bildungsschichten gegebenenfalls bewegen können, sich als Zeitsoldat bei der Bundeswehr zu bewerben, zeigt die nachfolgende Auflistung aus der SINUS-Jugendumfrage 1999, die im Auftrag des Presse- und Informationsstabes des BMVg durchgeführt wurde (Abb. 35).

Abb. 35: Anreize für eine Verpflichtung als Zeitsoldat



Quelle: Jugendumfrage '99 - SINUS

### 5.3 Teilnahme an Wirtschaft und Kultur

Altersgemäß beschränkt sich für die meisten Jugendlichen die Partizipation an Wirtschaft und Kultur auf ihr Freizeit-, Konsum- und Medienverhalten.

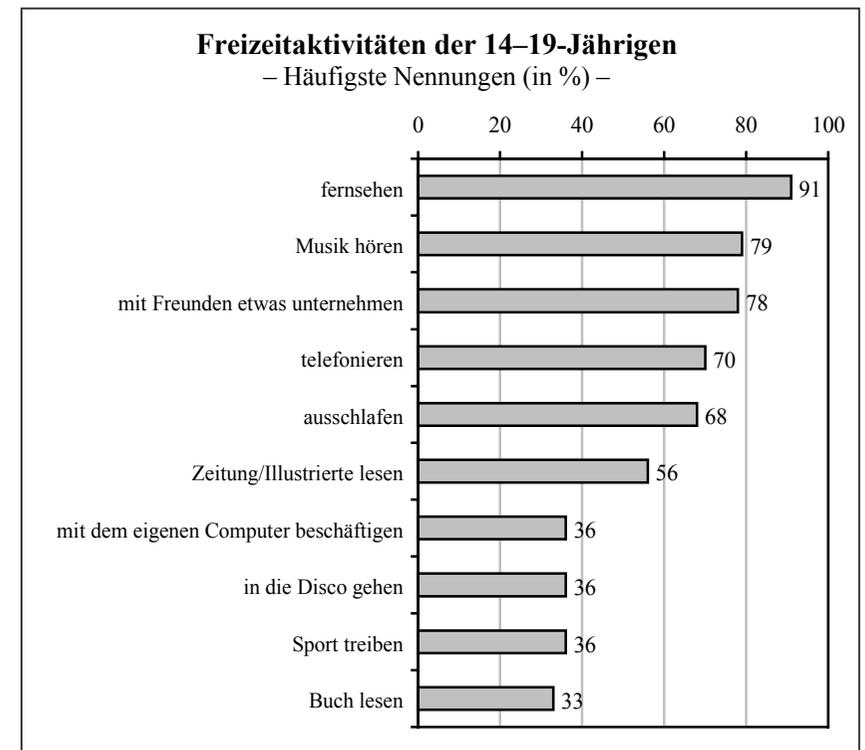
#### 5.3.1 Freizeitverhalten

**Freizeit** ist für die Mehrzahl der Jugendlichen und jungen Erwachsenen ein Bereich, der eine wichtige Funktion für die Ausprägung ihrer Identität und Lebensorientierung besitzt. Hier spielen sich die Kontakte mit der Peergruppe, mit Freunden und den jeweiligen Beziehungspartnern ab, werden gemeinsame Unternehmungen geplant und durchgeführt. Hier wird die Fähigkeit entwickelt, mit wechselnden Konstellationen innerhalb der Peergruppe umzugehen, einen Standpunkt zu vertreten und gegebenenfalls durchzusetzen. Hier können sich die Jugendlichen über sportliche Aktivitäten und Leistungen profilieren und Sexualität und Geschlechtsidentität erfahren.

Freizeit wird im Zuge des Wertewandels vorrangig als Ergänzung zur Arbeitswelt begriffen. Von einer positiven **Transferwirkung auf die Arbeits- und Berufswelt** (Einübung von Teamgeist, Disziplin, Bildungsgütern, praktischen Fertigkeiten usw.), wie dies noch vor nicht allzu vielen Jahren von zahlreichen Freizeitaktivitäten angenommen wurde (u. a. Sport und Gesang im Verein, basteln, lesen oder musizieren), kann jedoch nicht mehr ausgegangen werden (Psychologie heute 9/1998). Zwar gibt es eine Reihe von Untersuchungen, die eine Internalisierung von in sportlichen Freizeitaktivitäten praktizierten Verhaltensweisen belegen und insofern auch das Alltags- und Berufsleben betreffen (z. B. wird ein im Mannschaftsspiel eingeübter Teamgeist als soziale Qualifikation in der Berufswelt wie im privaten Umfeld

hochgeschätzt), doch bevorzugen Jugendliche in ihrer Freizeit neben partnerschaftlichen Bindungen zunehmend Gruppenbeziehungen, die einfach nur Spaß machen, **Zerstreuung und Unterhaltung** bieten, ohne dass daraus längerfristige Verpflichtungen erwachsen. Die so ausgefüllten Freizeiträume tragen vielfach den Charakter von „**Gegenwelten**“ (Fischer/Münchmeier 1997) bzw. von Gegengewichten zur immer schwieriger gewordenen Situation im Leistungs- und Anforderungsbereich, d. h. zur Schule und zum Betrieb. Dies wird aus der Art der Freizeitbeschäftigungen deutlich, denen Jugendliche heute in erster Linie nachgehen (Abb. 36).

Abb. 36: Freizeitbeschäftigungen der 14–19-Jährigen

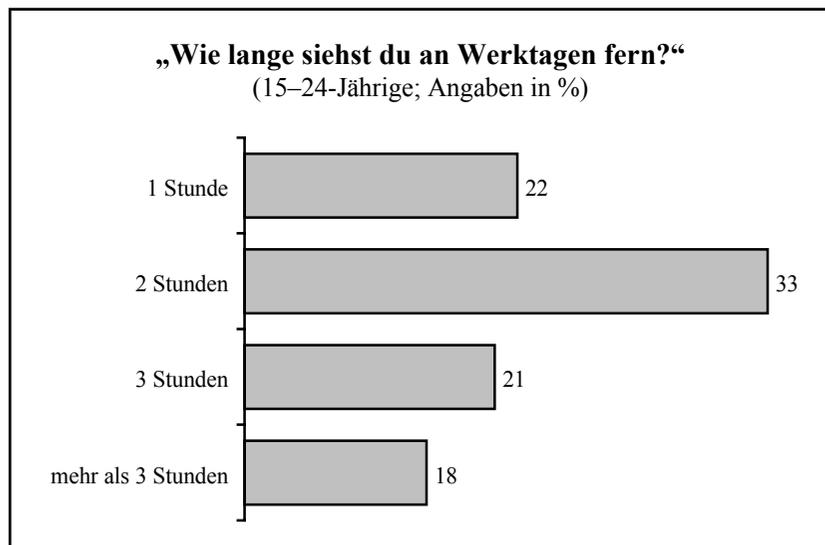


Quelle: nach FOCUS 6/2000

Das Fernsehen steht deutlich an der Spitze der Nennungen, gefolgt von Musik hören und Unternehmungen mit Freunden. Das Ende der Präferenzliste bilden „Sport treiben“ und „ein Buch lesen“.

Was den Zeitaufwand für das Fernsehen, die am häufigsten genannte **Freizeitbeschäftigung** betrifft, geben zwei von fünf Jugendlichen an, während der Woche täglich drei oder mehr Stunden fernzusehen. Jeder dritte Jugendliche sitzt etwa zwei Stunden lang vor dem Fernseher. Nur eine Minderheit (22%) sieht täglich lediglich eine Stunde oder weniger fern (Abb. 37).

Abb. 37: Fernsehhäufigkeit

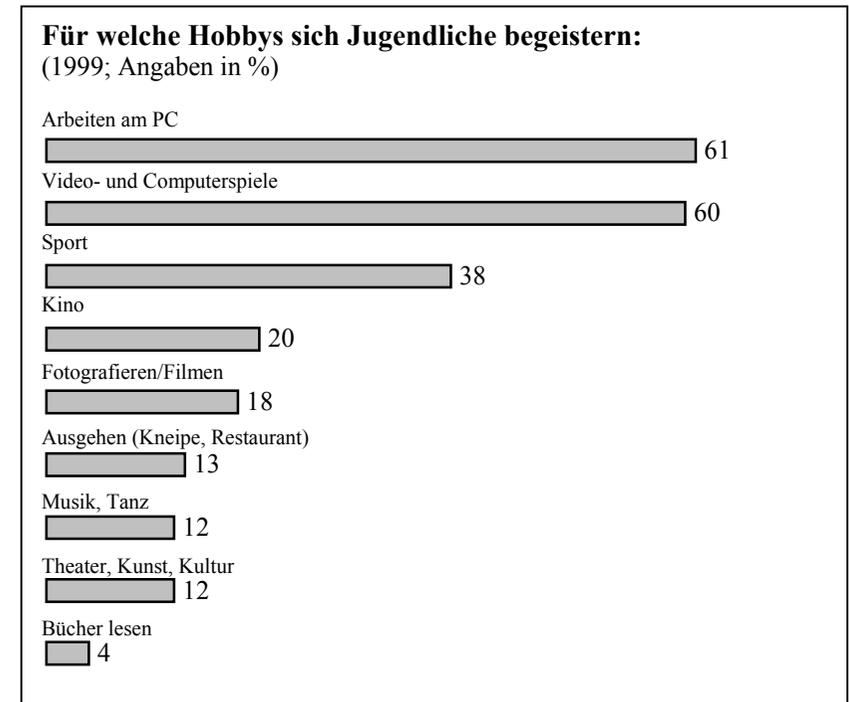


Quelle: nach DER SPIEGEL 13/2000

Um die häufigen Kontakte mit Freunden und Freundinnen zu pflegen, war zum Zeitpunkt der Befragung (Juli–Sept. 1999) mehr als jeder vierte deutsche Jugendliche (28%) mit einem Handy ausgerüstet. Dieser Anteil dürfte zwischenzeitlich ganz erheblich angestiegen sein.

Bezüglich der aktiven Formen der Freizeitgestaltung („*Hobbys*“) muss eindeutig festgestellt werden, dass die modernen Medien (PC, Video, Kino) die traditionellen Hobbys (Musizieren, Bücher lesen) bereits weitgehend an den Rand gedrängt haben. Lediglich Sport wird noch von jedem dritten Jugendlichen aktiv betrieben (Abb. 38).

Abb. 38: Hobby-Präferenzen



Quelle: nach FOCUS 12/2000

Männliche und weibliche Jugendliche, stellt die SINUS-Studie (Trend 99) fest, unterscheiden sich in ihren Freizeitinteressen. Junge Männer treiben häufiger Sport und sind öfter Zuschauer bei Sportveranstaltungen. Die Mädchen und jungen Frauen ihrerseits zählen häufiger Musik

hören, Discobesuche und Lesen zu ihren liebsten Freizeitbeschäftigungen.

Unterschiede zwischen den alten und den neuen Bundesländern zeigen sich beim Fernsehen und Musik hören, die häufiger in Ostdeutschland genannt werden, während Ausgehen in den alten Bundesländern einen höheren Rang einnimmt.

Zusammenfassend lässt sich feststellen: Jugendliche und junge Erwachsene bevorzugen in ihrer Freizeit Aktivitäten, die Unterhaltung und Amüsement bieten und zugleich einen zwanglosen Umgang mit Gleichaltrigen ermöglichen, ohne dass sie längerfristige Verpflichtungen eingehen müssen, wie dies z. B. in Vereinen, Verbänden und politischen Gruppierungen der Fall wäre. Was den Umgang mit Gleichaltrigen betrifft, so besteht ein Unterschied zwischen Mädchen und jungen Männern allenfalls darin, dass Mädchen bzw. junge Frauen die Zweierbeziehung (mit einer Freundin, einem Freund) vorziehen, während junge Männer eher in Cliquen zusammenkommen.

### 5.3.2 Konsumorientierung

Der Freizeitbereich ist, wie andere Lebensbereiche auch, weitgehend kommerzialisiert. Jugendkulturelle Statussymbole wie Kleidung, Motorrad und Auto, Trendsportarten, elektronische Geräte und Ausgehen kosten viel Geld. Bereits Kinder werden von der Konsumindustrie in hohem Maße umworben und beeinflusst. Avantgardistische Trends werden von sog. „Trend-Scouts“ (hauptsächlich in Nordamerika) aufgespürt und in attraktiver Form für die große Masse als verpflichtender Zwang aufgebaut. Aussagen von Trendforschern zufolge besitzen diese von der Straße abguckten Neuerungen in Kleidung, Sport und Musik immer kürzere Laufzeiten. Sie werden über die Wer-

bung in den Massenmedien verbreitet, verlieren aber nach kurzer Zeit an Aktualität und müssen durch neue ersetzt werden.

Diese ausgeprägte **Konsumorientierung** (Sander 2000: 11) und damit frühe Konsumentenrolle der Jugendlichen verträgt sich eigentlich nicht mit der üblicherweise langen Phase ihrer ökonomischen Abhängigkeit. Das Institut für Jugendforschung (IJF) hat hierzu kürzlich eine Repräsentativbefragung von 1.000 Jugendlichen im Alter von 15 bis 24 Jahren durchgeführt, um ihre tatsächliche Finanzkraft zu ermitteln (Berger 2000). Dieser Untersuchung zufolge summieren sich regelmäßige elterliche Geldzuwendungen, Taschengeld, regelmäßiges Gehalt aus Jobs, Nebentätigkeiten sowie Geldgeschenke bei den Jugendlichen aller Altersgruppen zu Beträgen, die man in dieser Höhe nicht erwarten konnte und die sich zumindest in Teilen als Kaufkraft realisieren.

Regelmäßiges monatliches Taschengeld erhalten laut IJF 84% der 15–17-jährigen Jugendlichen und zwar durchschnittlich 92 DM. Die 18–20-Jährigen erhalten deutlich seltener Taschengeld (zu 38%), dann allerdings durchschnittlich 151 DM. Die 21–24-Jährigen erhalten im Schnitt sogar 348 DM im Monat, jedoch nur noch 16% von ihnen. Schüler und Studenten, die Taschengeld erhalten, bessern aber offenbar durch Nebentätigkeiten ihre Finanzen auf, um größere Bedürfnisse befriedigen zu können. Dies können die bereits berufstätigen Jugendlichen in noch höherem Maße. Ihr **regelmäßiges Einkommen** betrug im Schnitt mehr als 1.300 DM monatlich. Das der weiblichen Gehaltsempfänger lag mit durchschnittlich 1.323 DM sogar noch leicht über dem der männlichen (1.315 DM). Bezogen auf die drei Altersgruppen der Jugendlichen steigen die Durchschnittsgehälter von monatlich 728 DM (15–17-Jährige) über 1.005 DM (18–20-Jährige) auf 1.622 DM (21–24-Jährige). (Abb. 39)

Abb. 39: Einkünfte und finanzielle Zuwendungen der Jugendlichen in Deutschland

	15–17 Jahre	18–20 Jahre	21–24 Jahre	männ- lich	weiblich	alte Bun- deslän- der	neue Bun- deslän- der	Gesamt
<b>regelmäßige elterliche Geldzuwendungen/Taschengeld</b>								
<i>ja, bekomme ich (in %)</i>	84	38	16	43	44	43	44	43
Ø monatlich (in DM)	92	151	348	139	150	150	125	145
<b>regelmäßiges Gehalt</b>								
<i>ja, bekomme ich (in %)</i>	15	64	75	56	52	53	55	54
Ø monatlich (in DM)	728	1.005	1.622	1.315	1.323	1.377	1.100	1.319
<b>aus Job und Nebentätigkeiten</b>								
<i>ja, bekomme ich (in %)</i>	39	40	30	37	34	39	23	36
Ø monatlich (in DM)	183	362	491	340	350	355	267	344

Quelle: nach Berger 2000

Abb. 40: Finanzielle Lage der Jugendlichen in Deutschland

	15–17 Jahre	18–20 Jahre	21–24 Jahre	männ- lich	weiblich	alte Bun- deslän- der	neue Bun- deslän- der	Gesamt
<b>frei verfügbares Geld</b>								
Ø monatlich (in DM)	208	536	783	548	518	564	419	533
<b>Ausgaben für Freizeit, Bekleidung und Hobbys</b>								
Ø monatlich (in DM)	144	306	382	296	274	305	210	285
<b>Sparguthaben</b>								
<i>ja, habe ich (in %)</i>	66	64	60	61	64	63	64	63
durchschnittlich (in DM)	2.746	6.873	8.220	6.510	5.621	6.704	3.563	6.055

Quelle: nach Berger 2000

Alles in allem gaben die jungen Befragten an, über beträchtliche Geldsummen im Monat frei verfügen zu können und einen sehr großen Teil davon für Freizeitbelange, Bekleidung und Hobbys auszugeben (Abb. 40). Inwieweit die Eltern mit Kleidung und Sachgeschenken ihren Kindern zusätzlich unter die Arme greifen und ob die Befragten zu keinen oder nur geringen Kosten noch im elterlichen Haushalt leben, wurde nicht untersucht. Die vorliegenden Zahlen lassen aber auch so erkennen, dass – etwa im Vergleich zu Grundwehrendienstleistenden – die Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Elternhaus im Schnitt über sehr hohe monatliche Geldbeträge verfügen, mit denen sie ihre Freizeit anspruchsvoll gestalten können.

Bedenkenswert hierbei ist, dass aus der auf Konsum ausgerichteten Lebensweise der Jugendlichen ein Anspruchsdenken erwächst, dem viele Eltern nur unter großen Schwierigkeiten gerecht werden können. Jugendliche lernen sehr früh, am Konsumangebot der Erwachsenenwelt gleichberechtigt, wenn nicht gar bevorzugt zu partizipieren. Alimementiert werden sie dabei in hohem Maße von ihren Eltern.

### 5.3.3 „Vernetzt und verkabelt“

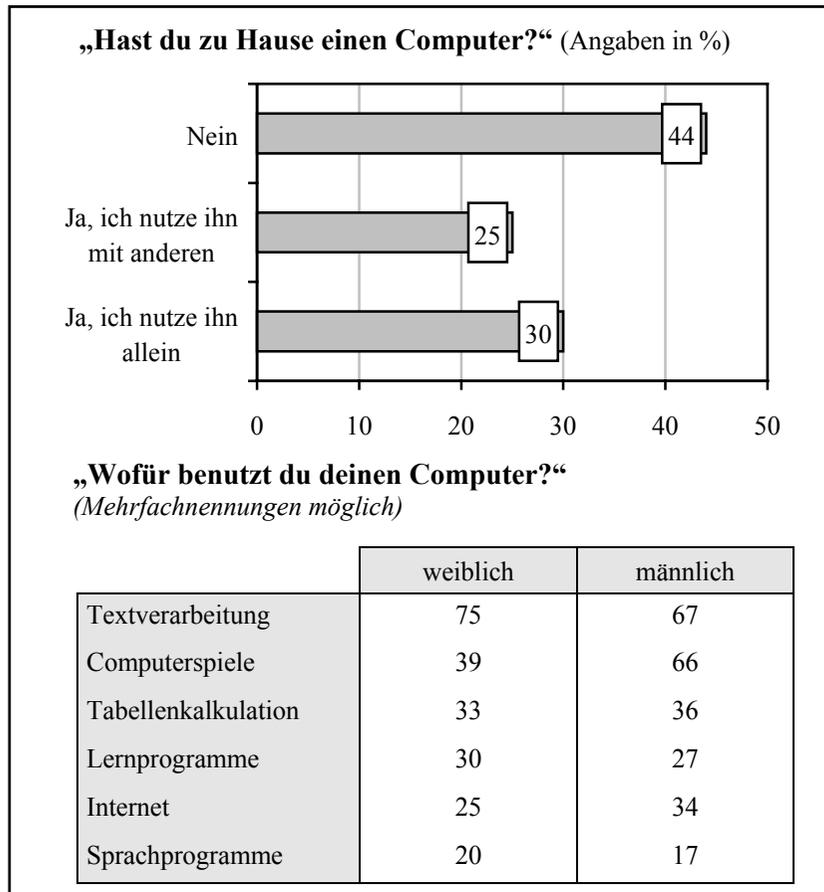
Die Repräsentativbefragung im Rahmen der letzten Shell Jugendstudie (2000) ergab, dass inzwischen mehr als jedem zweiten Jugendlichen zu Hause ein Computer zur Verfügung steht, knapp jedem dritten sogar zur alleinigen Verfügung. Damit ist der PC aber noch lange nicht das erwartete Massenmedium für die Jugend geworden. Nur 29% der 14–29-Jährigen beschäftigen sich zu Hause mindestens einmal wöchentlich mit ihm (Opaschewski 1999: 42).

Bemerkenswert ist vor allem die Bildungsabhängigkeit des PC-Besitzes: „Für die meisten Hochschul- und Universitätsabsolventen

gehört der PC zur normalen Wohnungsausstattung (61%). Hingegen findet sich nur bei 13 Prozent der Haupt- und Volksschulabsolventen ein PC zu Hause.“ (Opaschewski 1999: 42) Auch gilt mit Einschränkungen immer noch die Erfahrung aus den zurückliegenden PC-Pionierjahren, dass sich hauptsächlich junge Männer hiermit beschäftigen: „90 Prozent der Frauen finden bisher an der privaten Beschäftigung mit dem Computer keinen Gefallen, ebenso 94 Prozent der 50- bis 64jährigen und 94 Prozent der Hauptschulabsolventen. So lässt sich das *Profil des heutigen PC-Users* wie folgt umschreiben: Eher männlich, jugendlich und gebildet.“ (Opaschewski 1999: 41) Die angesprochenen Einschränkungen betreffen die Beobachtung der Gesellschaft für Konsumforschung (GfK), der zufolge sich die Zusammensetzung der Internet-Nutzer, und damit auch der PC-Besitzer, rasch der Bevölkerungsstruktur anpasst. Allein zwischen Februar und August 2000 ist die Zahl der Netznutzer von 15,9 Millionen auf 18 Millionen Menschen gestiegen. 40 Prozent davon sind Frauen, im Vergleich zu 35% im Vorjahr. Die größten Steigerungsraten sind bei den über 40-Jährigen zu verzeichnen.

In der Art der privaten Nutzung des Computers unterscheiden sich junge Männer nur wenig von jungen Frauen (Abb. 45). Die traditionellen Anwendungen wie Textverarbeitung, Tabellenkalkulation und Lernprogramme werden von den Geschlechtern in etwa gleichem Umfang genutzt. Lediglich Computerspiele werden von jungen Männern in deutlich höherem Umfang durchgeführt (66% zu 39%). Das Internet wird von den jungen Männern zwar ebenfalls stärker genutzt, doch nur in einem geringeren Maße (34% zu 25%). Bezogen auf die Quote derer, denen daheim ein Computer zur Verfügung steht, bedeutet dies, dass derzeit etwa jeder 6. junge Mann und jede 8. junge Frau einen privaten Zugang zum Internet nutzt.

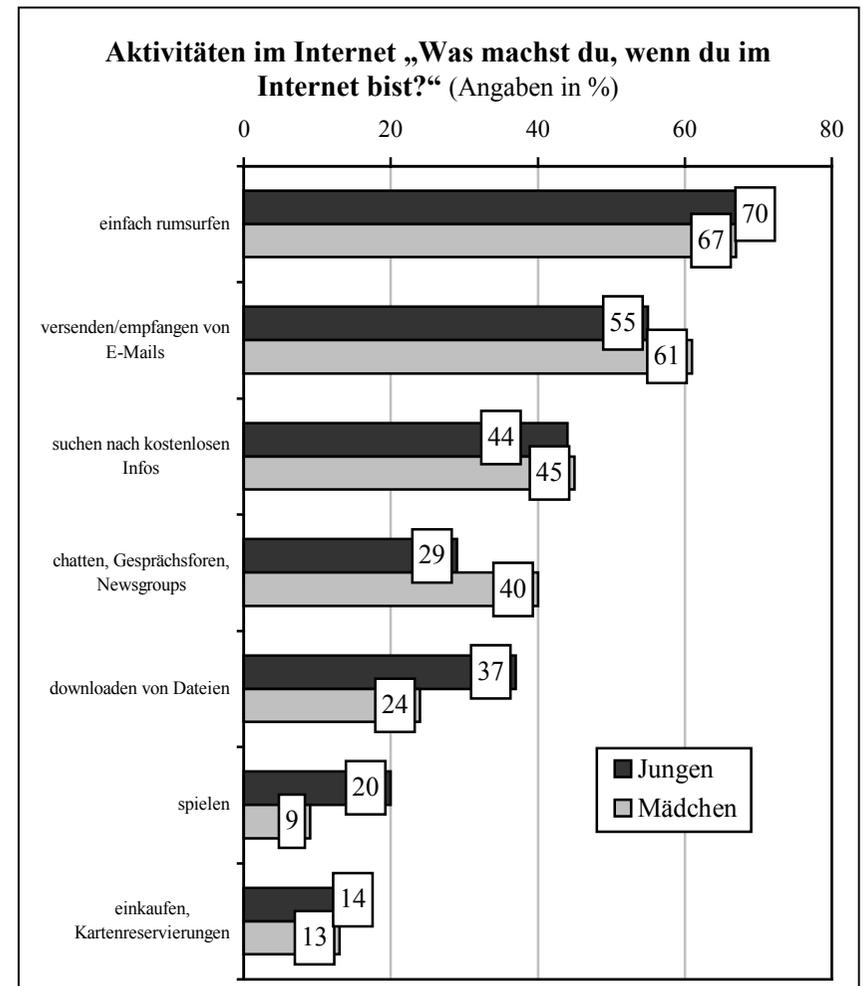
Abb. 41: Nutzung des Computers



Quelle: nach DER SPIEGEL 13/2000

Die Art der **Nutzung des Internets** durch die Mehrzahl der Jugendlichen ist eindeutig spielerisch (einfach rumsurfen, spielen) und gesellungsorientiert (E-Mails versenden, chatten). Sog. „nützliche“ Zwecke (Info's einholen, einkaufen, Kartenreservierung) haben nur eine nachrangige Bedeutung (Abb. 42).

Abb. 42: Aktivitäten im Internet



Quelle: nach DER SPIEGEL 13/2000

Vieles spricht dafür, dass die Art der Nutzung des Internets (im Sinne „nur spielerisch“ oder „zweckgerichtet“) ein gewichtiges Indiz für **Erfolgsorientierung** darstellt. Einer Studie des Instituts für Jugendforschung, München, zufolge surfen in der Hauptsache männliche Jugendliche mit weiterführender Schulbildung im Internet. Der Be-

richt über die neueste Umfrage, die EMNID für die Zeitschrift DER SPIEGEL durchgeführt hat, spricht sogar von der Entwicklung einer neuen Zwei-Klassen-Gesellschaft durch den Gebrauch des Internet. „Es gibt Anzeichen dafür, dass Menschen durch den Gebrauch des Internet ihre Lebenseinstellungen ändern. Web-Surfer sind optimistisch, Neuem gegenüber aufgeschlossen, haben Spaß an der Arbeit und ein Herz für die kleinen Parteien... Die Vielnutzer lesen nach eigenen Angaben mehr Bücher, sind erfolgreich im Beruf und verdienen im Durchschnitt mehr Geld.“ (DER SPIEGEL 21/2000) In einem aktuellen Artikel umreißt der Publizist Schwägerl (2000: 4) das Problem wie folgt: „Ein neuer Modebegriff macht die Runde: Vor einer ‚digitalen Spaltung‘ warnt IBM-Chef Erwin Staudt. Auf der einen Seite stünden die Angeschlossenen, die erfolgreich und karrierefördernd im Netz surfen, einkaufen, mailen – auf der anderen Seite die ‚Internet-Proletariat‘... Das neue Heer der Verdammten setzt sich den Analysen der Warner zufolge bunt zusammen: Hauptschüler, Arbeitslose, Senioren, Frauen und Landbewohner seien in Gefahr, ihm anzugehören.“ Ob und inwieweit es sich bei diesen Warnungen tatsächlich um Hinweise auf ernst zu nehmende Entwicklungen oder nur um interessengeleitete Verlautbarungen von Lobbyisten handelt, wird sich vermutlich schon in naher Zukunft erweisen.

#### 5.4 Gesellschaftspolitische Partizipation

Demokratische Ordnungen sind in einem besonderen Maße darauf angewiesen, dass sich ihre Bürger mit ihnen identifizieren können und sie unterstützen. Die Frage, inwieweit die Jugend „als Träger der politischen Werte noch die gesellschaftspolitisch gestellten Erwartungen erfüllt“ (Pickel 1996: 85) ist daher immer relevant und sollte gerade bei tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungsprozessen nicht aus dem Auge verloren werden.

#### 5.4.1 Interesse an Politik

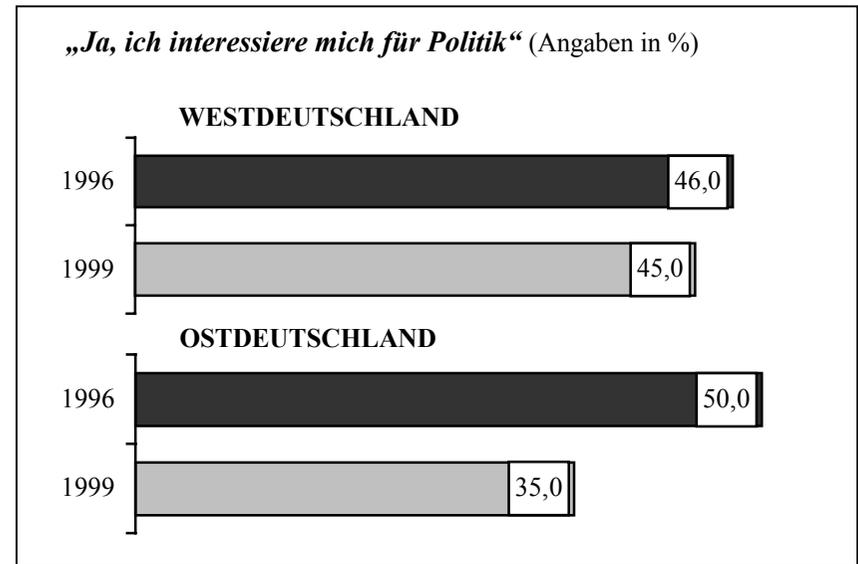
Hinsichtlich einer Bewertung der Partizipationsbereitschaft der Jugend wird generell ihrem „Interesse an Politik“ ein besonderes Gewicht beigemessen. Diese „Sonntagsfrage“ wird daher in Jugendstudien auch regelmäßig gestellt, obwohl Ergebnisdaten eigentlich nur im Zusammenhang mit „harten“ Vergleichsdaten (Wahlbeteiligungen, Mitgliedschaft in Parteien und anderen politischen Organisationen, Teilnahme an Bürgerinitiativen usw.) einen Erklärungswert erhalten.

Entsprechende Befragungsergebnisse der letzten Jahre haben generell den Eindruck eines stark nachlassenden politischen Interesses der Heranwachsenden vermittelt. Dieser Eindruck kann zumindest für die Durchschnittswerte der Jugendlichen in den neuen Bundesländern als gesichert gelten (Abb. 43). Dennoch wäre es nicht sachgerecht, von solchen Trendergebnissen auf eine wachsende Politikverdrossenheit der Jugend zu schließen, da das Problemfeld insgesamt sehr komplex ist. So weisen Gille u. a. (1998: 152) darauf hin, dass es sich bei der beobachteten Abnahme „eher um eine Normalisierung nach der vereinigungsbedingten Mobilisierungsphase zu handeln scheint“, bei der das Politikinteresse bei Jugendlichen stark angestiegen war. Zudem weist der aktuelle Jugendsurvey des Deutschen Jugendinstitutes (DJI) aus, dass ein starkes Politikinteresse von Jugendlichen der obersten Bildungsgruppe (Abitur, Fachhochschulreife) fast dreimal so häufig bekundet wurde wie von Jugendlichen der mittleren und unteren Bildungsgruppe (31,2% im Westen und 35% im Osten versus 13% im Westen und 11,9% im Osten). (vgl. Gille u. a. 1998: 153) Bemerkenswert hierbei ist vor allem, dass entgegen dem generellen Trend besser gebildete Jugendliche in den neuen Bundesländern ein stärkeres politisches Interesse zeigen als die Vergleichsgruppe im Westen. Schließlich ist auch zu berücksichtigen, „dass gerade in den jüngeren

Generationen eine starke Sensibilität für Fragen der politischen Moral und ein ausgeprägtes politikrelevantes Kritikbewusstsein vorhanden ist, so dass man eher von einem veränderten Politikverständnis als von einer apolitischen Grundhaltung ausgehen muss“. (Hurrelmann 1995; zit. nach Gille u. a. 1998: 149)

Die nachfolgende Übersicht, eine Aufbereitung der Befragungsdaten aus der 13. Shell Jugendstudie, weist jedenfalls einen substantiellen Anteil Jugendlicher aus, die im Spätsommer des Vorjahres angaben, sich für Politik zu interessieren. Ein Vergleich mit den Befragungsergebnissen 1996 stützt, was die alten Bundesländer betrifft, nicht die These einer wachsenden Politikverdrossenheit. Der Einbruch im Osten ist allerdings erklärungsbedürftig.

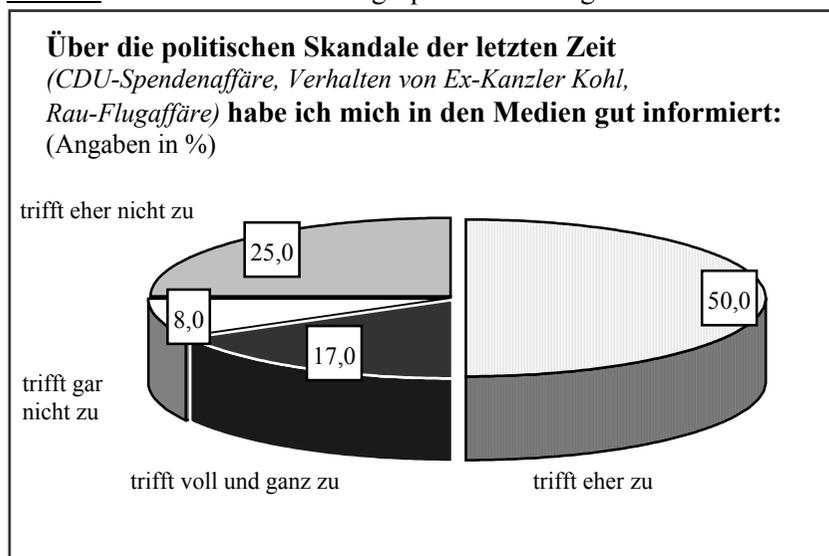
Abb. 43: Interesse an Politik



Quelle: nach DER SPIEGEL 13/2000

Das zuvor angesprochene, ausgeprägte Kritikbewusstsein der Jugend für Fragen der politischen Moral zeigt sich auch im Ergebnis einer Umfrage an 683 Jugendlichen, die der FOCUS aus Anlass der jüngsten Politaffären durchgeführt hat. Zwei Drittel gaben an, mehr oder weniger gut über die aktuellen Entwicklungen informiert zu sein (Abb. 44). Die generelle Haltung der Jugendlichen fasst der Bielefelder Jugendforscher Ferchhoff wie folgt zusammen: „Politisches Bewusstsein ja, gesellschaftliches Engagement - nö! Für viele Jugendliche ist klar: Ändern kannst du sowieso nichts. Statt zorniger Rebellion à la 68er ziehen sich viele pragmatisch und lautlos in die vielen kleinen Nischen des Privaten zurück. So richten sich die Pippi Langstrumpfs der Moderne in ihren Mikrokosmen behaglich ein und machen sich die Welt, wie sie ihnen gefällt. ‚Lagerfeuereffekt‘ nennt das Werbeguru Bernd Michael.“ (FOCUS 12/2000: 67)

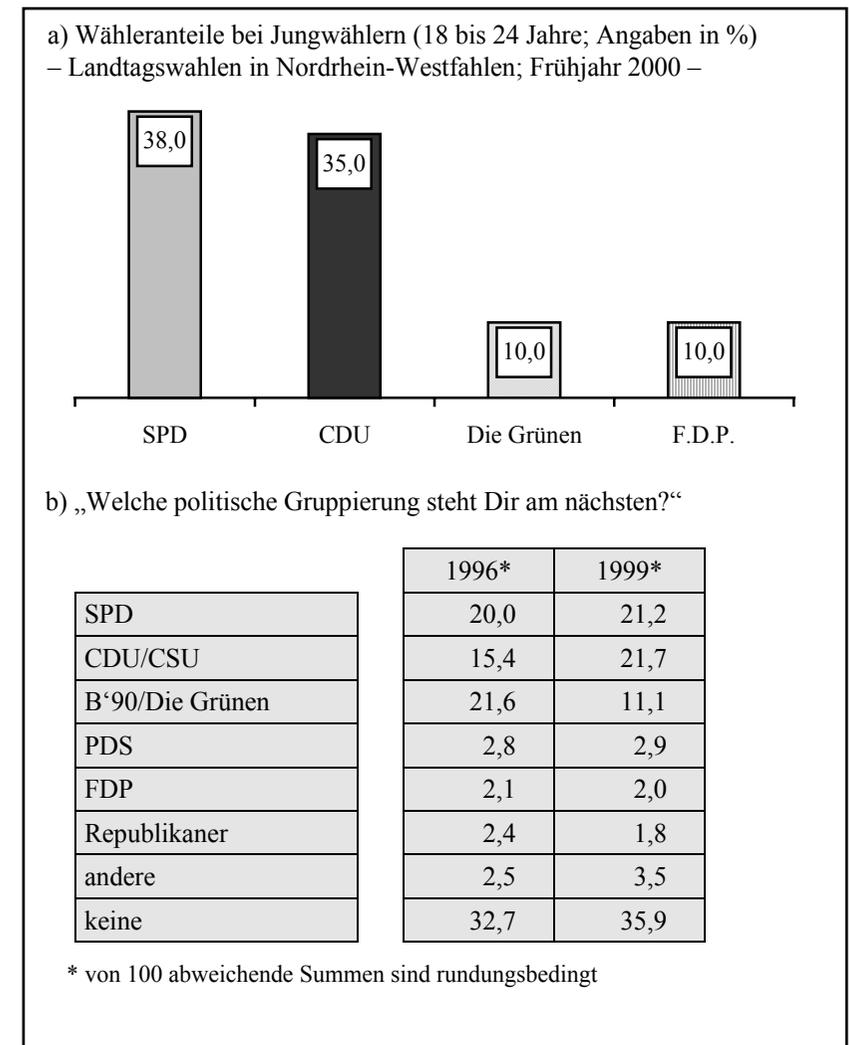
Abb. 44: Kenntnisstand über tagespolitische Ereignisse



Quelle: nach FOCUS 12/2000

Der verbreitete „Lagerfeuereffekt“ bedeutet jedoch nicht, dass Jugendliche apolitisch wären und sich z. B. Wahlen verweigern würden. Sie sind nur nicht gebunden und müssen richtig angesprochen werden. Ihr Trendverhalten beschrieb der Göttinger Parteienforscher Peter Lösche im Rahmen einer Analyse der letzten nordrhein-westfälischen Landtagswahl (Abb. 45) wie folgt: „Möllemann hat einen guten unterhaltsamen Wahlkampf gemacht, der auf der Linie junger Leute gelegen hat. Dazu kam, dass die schärfste Konkurrenz, die Grünen, zu einer Ein-Generationen-Partei geworden sind. Die Uralt-68er wählen noch aus Tradition grün. Die Jüngeren können mit den angestaubten Ökothemen nicht viel anfangen. Sie gehören, wenn sie überhaupt wählen gehen, zu den Wechselwählern. Und die lassen sich durch Unterhaltungsmomente und in die Zukunft weisende optimistische, positive Strategien bestimmen. Dabei wählen Jüngere normalerweise überproportional rechtsextremistisch oder rechtspopulär.“ (DER SPIEGEL 21/2000: 26)

Abb. 45: Parteipräferenzen der Jungwähler



Quelle: nach DER SPIEGEL 21/2000

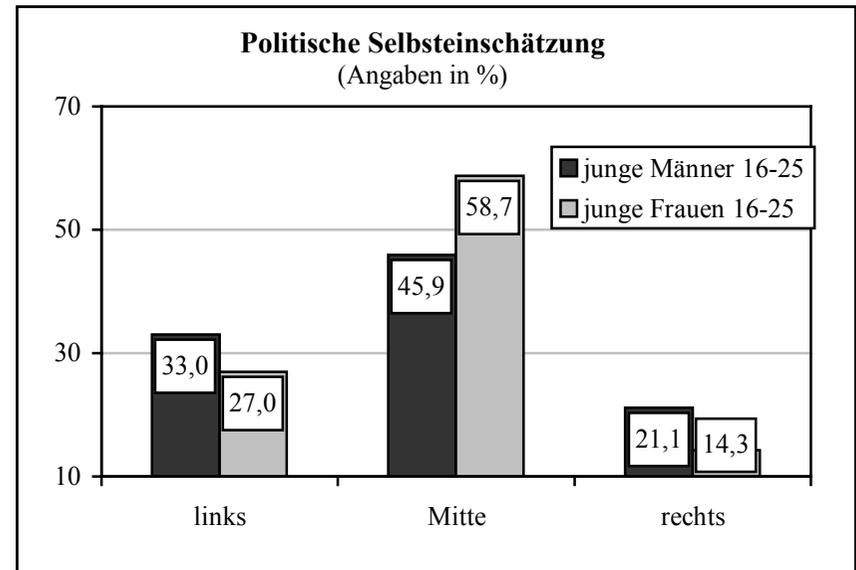
Die Landtagswahl in NRW zeigte aber auch, dass die jungen Männer und Frauen mit deutlicher Mehrheit die im Deutschen Bundestag vertretenen Parteien gewählt haben. Die Parteien am Rande des linken

sowie rechten Spektrums fanden nur sehr geringe Zustimmung. Dieses generelle Ergebnis stimmt überein mit entsprechenden Bekundungen der Jugendlichen im Rahmen der letzten Shell-Studie (Abb. 45, unterer Teil). Bedenkenswert ist da schon eher die recht hohe Quote derer, die keiner Partei nahe stehen oder nahe stehen wollen (35,9%). Was die in der Übersicht wiedergegebenen Präferenzen für einzelne Parteien (u. a. Grüne, PDS und FDP) betrifft, ist davon auszugehen, dass sich hier zwischenzeitlich bereits wieder deutliche Verschiebungen ergeben haben.

Wie sich die Jugendlichen auf dem politischen Spektrum selbst verorten, haben wir im Rahmen der letzten SOWI-Bevölkerungsumfrage vom November 1999 ermittelt. In der Umfrage wurden 126 junge Frauen und 199 junge Männer im Alter von 16 bis 25 Jahren gebeten, sich hinsichtlich ihrer politischen Grundhaltung auf einer Skala mit sieben Ausprägungsgraden (1 = links, 4 = Mitte, 7 = rechts) einzustufen. Das zentrale Ergebnis ist in der nachfolgenden Grafik dargestellt (Abb. 46): Die Tendenz zur „Mitte“ ist sowohl bei den Männern als auch bei den Frauen sehr stark ausgeprägt. Von den jungen Männern stufen sich dort 45,9% ein, links von der Mitte sahen sich 33%, 21,1% gaben eine Position rechts von der Mitte an.

Von den jungen Frauen gaben sogar 58,7% eine Mitte-Position an, 27% positionierten sich links und 14,3% rechts von der Mitte. Die extrem rechte Außenposition (mit dem Ausprägungsgrad 7) wurde von keiner Frau gewählt und blieb somit unbesetzt. Die deutlich geringere Bereitschaft der Frauen, sich links oder auch rechts der politischen Mitte einzustufen ist zwar augenfällig, liegt aber (wegen der geringen Stichprobengröße) statistisch noch im Bereich eines möglichen Zufallergebnisses. Ein Ost-West-Vergleich der politischen Selbsteinschätzungen von jungen Männern und Frauen zeigte gleichermaßen so gut wie keine Unterschiede.

Abb. 46: Selbsteinschätzung des politischen Standorts



Quelle: SOWI-Bevölkerungsumfrage 1999

#### 5.4.2 Deutschlandbild

Im Rahmen der 13. Shell Jugendstudie wurden mit Hilfe von vier Kurzskaalen auch Daten zur nationalen Identität junger Frauen und Männer erhoben, speziell zum „Themenkomplex Deutschlandbild“. Die Skalen waren mit dem Ziel konstruiert worden, „relativ nahe an den Erfahrungen und Einschätzungen der Jugendlichen selbst zu sein und die Themen zu untersuchen, die junge Leute in diesem Bereich für wichtig halten“ (Münchmeier 2000: 310).

## Die Skalen zum Deutschlandbild und Ihre Items

### **Skala 1: Mangelnde Lebensart und Wärme**

1. In Deutschland sind die meisten Menschen so kalt zueinander.
2. Die Deutschen verstehen es nicht zu leben.
3. Die Deutschen sind nicht warmherzig.
4. Die Deutschen leben, um zu arbeiten.
5. Den Deutschen fehlt einfach Lebensart und Gelassenheit.

### **Skala 2: Deutschland als zivilisiertes Land**

1. Deutschland ist ein zivilisiertes Land, in dem es Recht und Ordnung gibt.
2. Die deutsche Kultur ist reich.
3. Die sozialen Rechte sind in Deutschland weit entwickelt.
4. Die meisten Deutschen sind beruflich gut ausgebildet.

### **Skala 3: Anfälligkeit wegen der Vergangenheit**

1. Viele Deutsche haben immer noch den Nazigeist.
2. So etwas wie bei Hitler kann in Deutschland jederzeit wieder passieren.
3. Die Deutschen haben sich seit Hitler kaum verändert.
4. Viele Deutsche sind nach wie vor Nationalisten.
5. In Deutschland gibt es einen starken Rassismus.

### **Skala 4: Verschlossenheit gegenüber Fremden**

1. Viele Deutsche haben Angst vor anderen Kulturen.
2. Viele Deutsche sind arrogant gegenüber Menschen aus anderen Kulturen.
3. Viele Deutsche wollen auch im Urlaub im Ausland nur deutsche Speisen essen.
4. (i) Viele Deutsche sind weltoffen.
5. Viele Deutsche verhalten sich bürokratisch und umständlich.

### **jeweiliger Antwortmodus:**

1 = trifft überhaupt nicht zu

3 = trifft zu

2 = trifft weniger zu

4 = trifft sehr zu

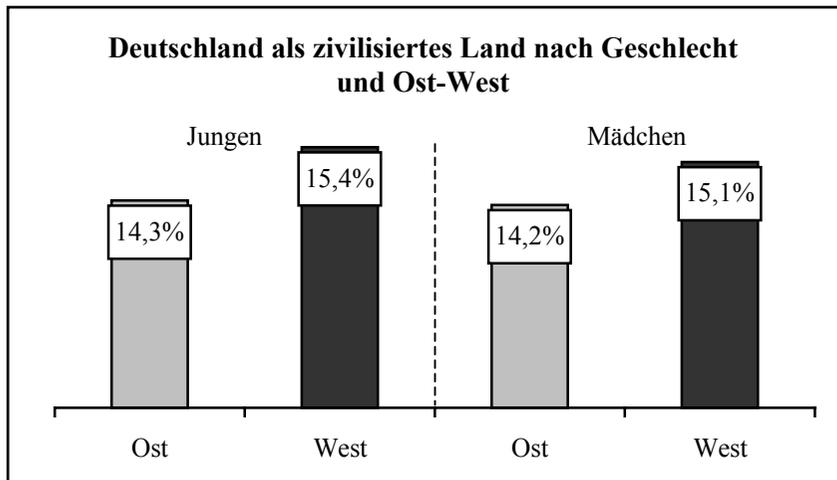
Quelle: nach 13. Shell Jugendstudie

Das Hauptergebnis der Repräsentativbefragung von 3.992 Jugendlichen im Alter von 15 bis 24 Jahren zu ihrem Deutschlandbild ist,

dass die jungen Deutschen ein nüchternes und eher kritisches Bild von ihrem Heimatland haben, das „weit entfernt ist von einem wie auch immer gearteten Hurratriotismus“ (Münchmeier 2000: 311).

Entsprechend den Inhalten der *Skala 2* wird Deutschland von den Jugendlichen generell als ein zivilisiertes Land mit einem u. a. entwickelten Rechtssystem, reicher Kultur und guter Berufsausbildung angesehen (Abb. 47). Der empirische Mittelwert von 15,1 bedeutet nämlich, dass im Schnitt jeder der befragten Jugendlichen alle 5 Skalenitems mit einem „trifft zu“ (Score=3) beantwortet hat. Wie die nachfolgende Grafik ausweist, teilen junge Frauen in gleicher Weise wie junge Männer diese positive Einschätzung des Heimatlandes. Dagegen zeigen sich im Ost-West-Vergleich der Geschlechter eher geringfügige Unterschiede dahingehend, dass die Jugendlichen in den neuen Bundesländern die strukturellen Lebensverhältnisse in Deutschland nicht ganz so positiv sehen wie die jungen Westdeutschen. Aufgrund der großen Zahl der Befragten ist dieser Unterschied statistisch zwar hochsignifikant, heißt aber lediglich, dass im Schnitt jeder ostdeutsche Jugendliche nur *eines* der fünf Skalenitems mit einer um *eine* Bewertungsstufe weniger positiven Antwortalternative eingestuft hat.

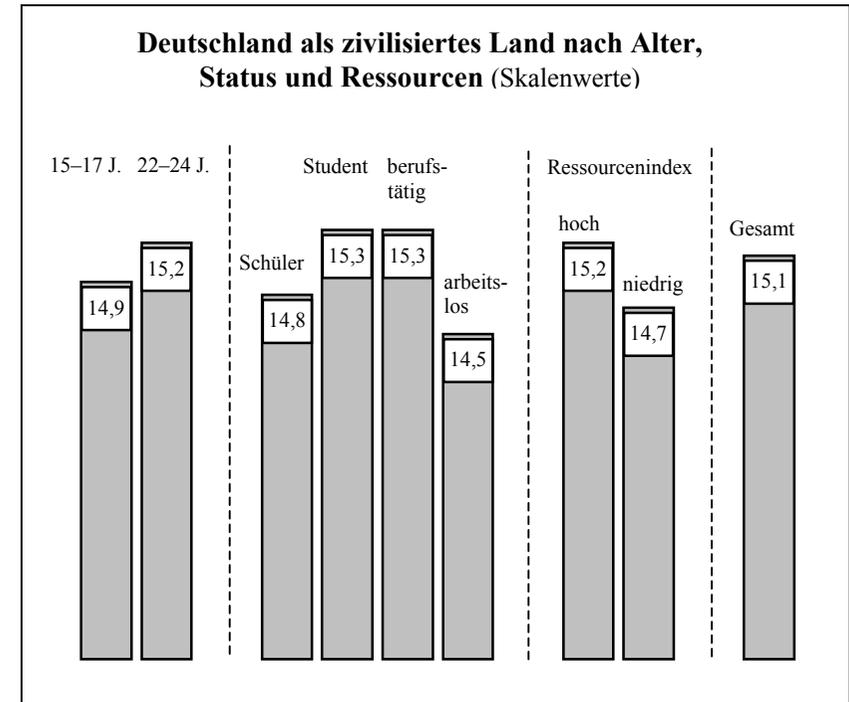
Abb. 47: Unterschiedlich positives Deutschlandbild in Ost und West



Quelle: 13. Shell Jugendstudie

Wichtig ist auch, dass diese durchweg positive Einschätzung Deutschlands von allen Teilgruppen geteilt wird, die speziell betrachtet wurden (Abb. 48). Selbst die Gruppe der arbeitslosen Jugendlichen, die den niedrigsten Durchschnittswert (14,5) aufweisen, drücken damit noch ein unerwartet hohes Maß an Zufriedenheit mit den strukturellen Lebensbedingungen in Deutschland aus. Sofern man Differenzierungen auf diesem Niveau überhaupt eine Bedeutung beimessen will, ist sicher die Feststellung interessant, dass gerade diejenigen Teilgruppen besonders positive Bewertungen dokumentiert haben, denen man auch ein fundiertes Urteil zubilligen muss (22–24 J., Studenten, Berufstätige, Personen mit hohem „Ressourcenindex“).

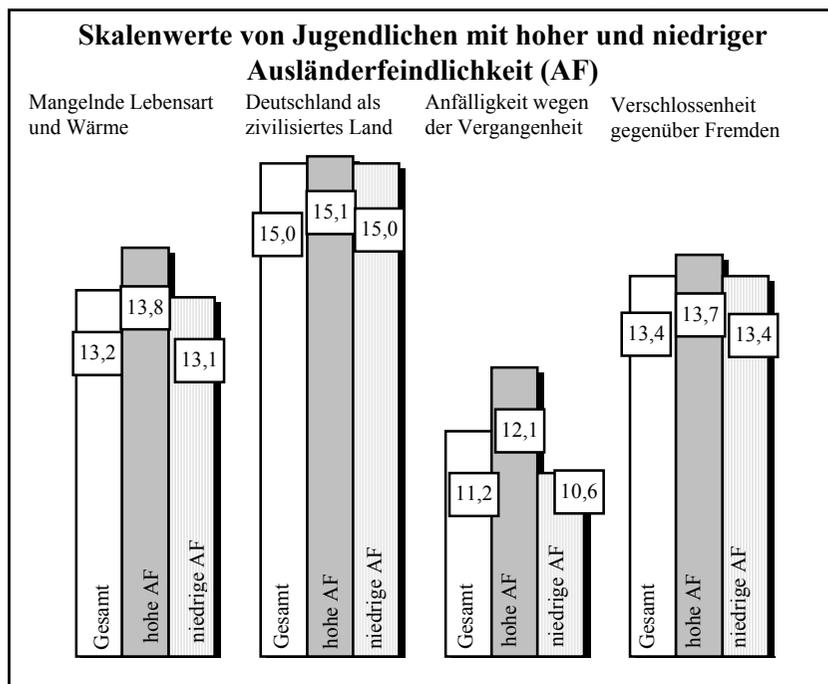
Abb. 48: Gruppenspezifische Differenzierungen im Deutschlandbild



Quelle: 13. Shell Jugendstudie

Die drei übrigen Skalen bilden die negativen und problematischen Facetten des Deutschlandbildes der Jugendlichen und der jungen Erwachsenen ab. Aufgrund der Itemformulierungen bedeuten hier höhere Skalenmittelwerte auch eine kritischere Sicht der betreffenden Problembereiche im Deutschlandbild („mangelnde Lebensart und Wärme“, „Anfälligkeit wegen der Vergangenheit“ und „Verschlossenheit gegenüber Fremden“). In der nachfolgenden Grafik (Abb. 49, weiße Balken) sind die durchschnittlichen Skalenwerte der Gesamtstichprobe abgebildet. Sie weisen aus, dass die jungen Deutschen in einem doch recht hohen Maße „Lebensart und Wärme“ und „Aufgeschlossenheit gegenüber Fremden“ vermissen. Die „Anfälligkeit wegen der Vergangenheit“ wird dagegen weniger kritisch gesehen.

Abb. 49: Bewertungsaspekte des Deutschlandbildes Jugendlicher



Quelle: 13. Shell Jugendstudie

In der vorstehenden Grafik sind zugleich die durchschnittlichen Skalenwerte von zwei relevanten Teilgruppen wiedergegeben, nämlich der Gruppe derjenigen Jugendlichen, die in der (Shell-)Umfrage zugleich eine hohe Ausländerfeindlichkeit (AF) bekundet hatten (dunkle Balken), und der eher ausländerfreundlichen Teilgruppe (schraffierte Balken). Die Gegenüberstellung erfolgte in der Annahme, „dass stark ausländerfeindlich denkende Jugendliche ein besonders positiv gefärbtes Deutschlandbild, zumindest weniger kritische Ansichten über Deutschland und die Deutschen haben“ (Münchmeier 2000: 318). Diese Annahme hat sich nicht bewahrheitet. Tatsächlich erwies sich, dass sich die eher ausländerfeindlichen Jugendlichen in

der Bewertung der strukturellen Lebensverhältnisse in Deutschland („zivilisiertes Land“) nicht von derjenigen aller übrigen Jugendlichen unterscheiden, dass sie jedoch alle drei kritischen Bewertungsaspekte nochmals deutlich negativer sehen. Der Autor erklärt sich diesen Befund damit, dass das Deutschlandbild der ausländerfeindlichen Jugendlichen weniger von der Ausländerfeindlichkeit bestimmt wird, als vielmehr von den schlechteren Bedingungen in punkto Bildung, Ressourcen und Status, denen diese Gruppe unterliegt. Im Übrigen war nicht zuletzt dieser Befund maßgebend für die eingangs bereits zitierte Feststellung, dass das aktuelle Deutschlandbild der jungen Generation „weit entfernt ist von einem wie auch immer gearteten Hurratriotismus“ (Münchmeier 2000: 311). Deutschland wird vielmehr durchgängig als zivilisiertes Land gesehen, in dem „das Niveau der sozialen Rechte, das Maß an Ordnung und Rechtsstaatlichkeit, das hohe Niveau der Berufsbildung imponieren“ (325). Andererseits wird den Deutschen eine gewisse soziale Kälte, mangelnde Lockerheit und Lebensart zugeschrieben. Nicht zuletzt sehen die jungen Deutschen kritisch und aufmerksam, dass die unselige Nazivergangenheit weiterwirken kann.

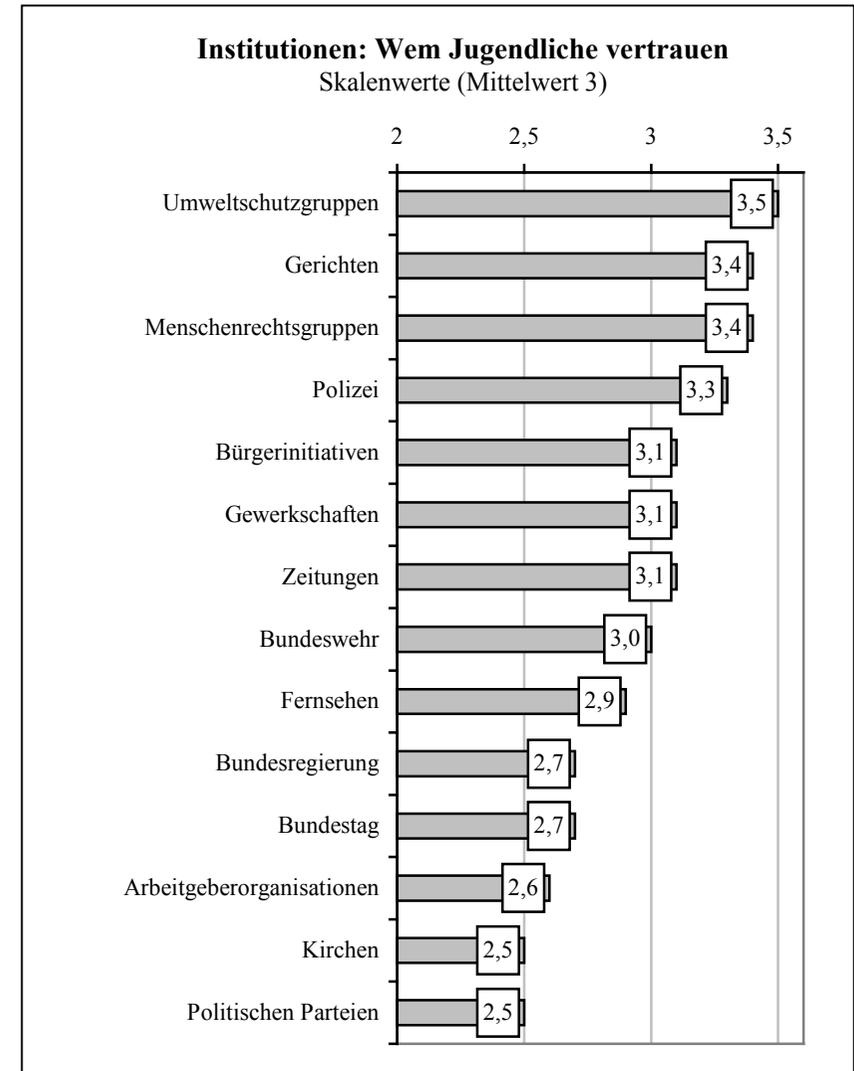
#### 5.4.3 Vertrauen in Institutionen

Die differenzierte Einstellung der jungen Männer und Frauen gegenüber ihrem Heimatland Deutschland spiegelt sich auch in ihrem Vertrauen gegenüber den staatlichen und staatsnahen Institutionen wider. Eine diesbezügliche Frage gehört mittlerweile zum Standardprogramm demoskopischer Erhebungen zur politischen Orientierung in Deutschland, weil die Antworten einen Rückschluss auf das Ausmaß der „affektiven Unterstützung (erlauben), den das institutionelle System in der Bundesrepublik erfährt“ (Gille u. a. 1998: 155).

Auch in den letzten beiden Shell-Studien 1996 und 1999 waren die Jugendlichen aufgefordert, ihr Vertrauen in 14 (1996 nur 13, da noch ohne Bundeswehr) der wohl bedeutsamsten staatlichen und staatsnahen Organisationen in Deutschland auf einer Skala von 1 („sehr wenig Vertrauen“) bis 5 („sehr viel Vertrauen“) einzustufen. Die durchschnittlichen Einstufungen schwankten in der Befragung 1999 zwischen den Werten 2,5 und 3,5. Die Bundeswehr erzielte genau den Mittelwert von 3,0 (Abb. 50)

Bemerkenswert ist, dass die nichtsstaatlichen Organisationen Umweltschutzgruppen, Menschenrechtsgruppen und Bürgerinitiativen als deutlich vertrauenswürdiger angesehen werden als die staatlichen Organisationen, Politische Parteien, Bundesregierung und Bundestag, die zusammen mit den Kirchen und Arbeitgeberorganisationen am unteren Ende der Vertrauensskala rangieren. Weitergehende Analyseaspekte sind in der 13. Shell Jugendstudie wie folgt zusammengefasst: „Die staatsnahen Organisationen gewinnen – wenn auch von einem sehr niedrigen Niveau kommend – bei den Jugendlichen wieder an Vertrauen, wobei ihre Werte allerdings noch deutlich unterhalb der entsprechenden Werte der nichtstaatlichen Organisationen liegen. Diese wiederum verlieren in den Augen der Jugendlichen an Vertrauen, wobei der Verlust im Osten schon erdrutschartige Ausmaße annimmt. Überhaupt reißen die Differenzen zwischen Ost und West auf. 1996 betrug der Unterschied gerade 0,4 Punkte sowohl für die staatlichen wie auch für die nichtstaatlichen Organisationen. Jetzt beträgt die Differenz 0,6 bei den staatlichen und sogar 1,1 Punkte bei den nichtstaatlichen Organisationen. Qualitative Untersuchungen zeigen allerdings, dass dieser Vertrauensverlust nicht etwa aggressiv getönt ist. Die Jugendlichen lassen die Organisationen einfach links liegen, sie haben nach ihrer Auffassung keine Bedeutung für ihr derzeitiges oder künftiges Leben.“ (Fischer 2000: 271f.)

Abb. 50: Vertrauen in Institutionen



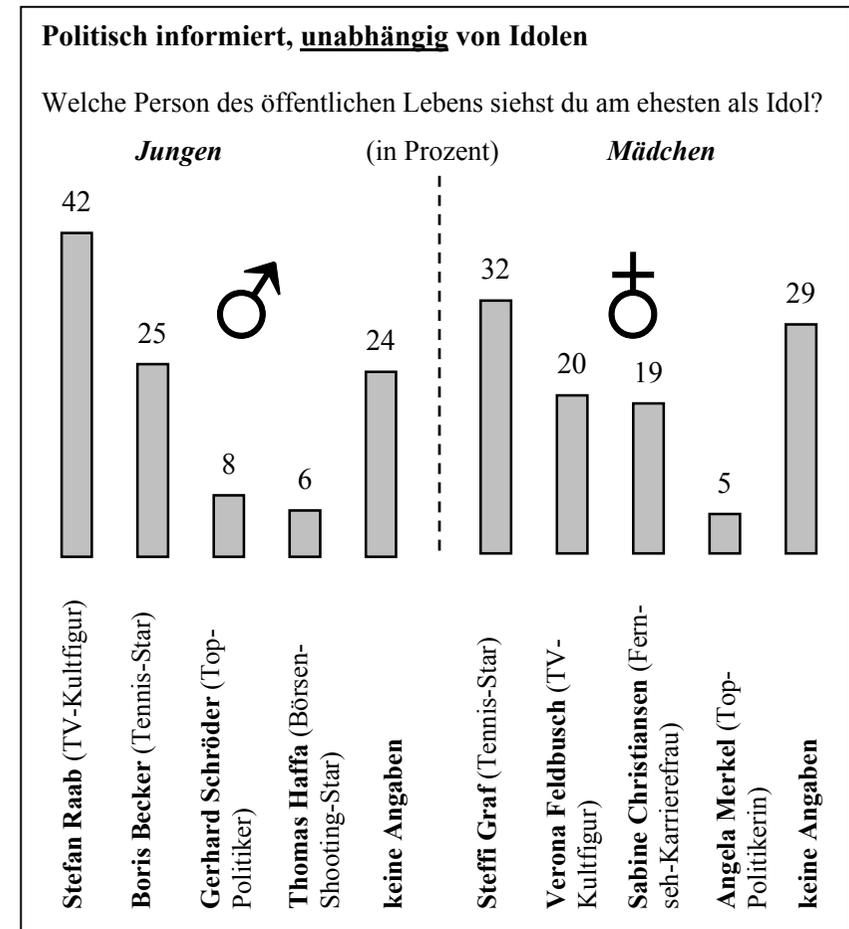
Quelle: 13. Shell Jugendstudie

Gille u. a. (1998: 158f.) haben bei ihrer Auswertung der entsprechenden Vertrauensfrage aus dem DJI-Jugendsurvey ebenfalls die deutlichen Vertrauensunterschiede zwischen Ost und West hervorgehoben: „Die Antworten auf diese und ähnliche Fragen im Jugendsurvey las-

sen sich derart zusammenfassen, dass zwei Haltungen gegenüber dem politischen System und seinen Akteuren unterscheidbar werden. Die eine Haltung – sie ist im Westen bei einem Drittel (32,1%), im Osten bei etwa einem Viertel (23,7%) aller Befragten zu finden – ist stark von der Überzeugung geprägt, dass das politische System und die Politiker bereit sind, Ansprüche und Interessen der Bürger aufzunehmen. Die andere Haltung ist von der Einschätzung bestimmt, dass eine solche Responsivität auf Seiten des Systems kaum existiert; sie wird im Westen von einem Viertel (26%), im Osten von rund einem Drittel (31,8%) geteilt.“

Dass sich die Jugendlichen nur noch wenig mit den Repräsentanten unserer staatlichen Ordnung identifizieren, lassen auch die Antworten auf die Frage vermuten, welche Person des öffentlichen Lebens noch am ehesten als Idol angesehen wird. Politiker werden kaum genannt (Abb. 51). Während noch in den fünfziger Jahren den Jugendlichen vorwiegend Personen aus dem eigenen Umfeld (Eltern, Lehrer, Verwandte) als Leitbilder galten, sind dies heutzutage überwiegend Persönlichkeiten aus dem Sport und den Massenmedien. Darüber hinaus ist der Anteil derer stark rückläufig, die sich überhaupt noch dazu bekennen, ein *Vorbild* zu haben, dem sie gleichen möchten.

Abb. 51: Idole heute



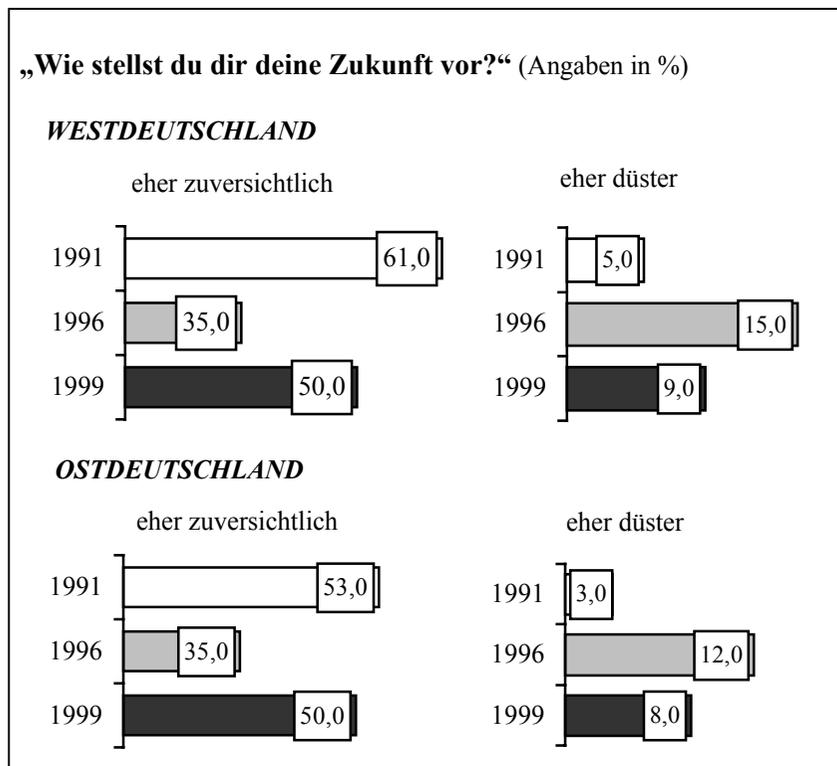
Quelle: nach FOCUS 12/2000

#### 5.4.4 Vertrauen in die Zukunft

Der noch den Tenor der vorletzten Shell Jugendstudie (Befragung 1996) beherrschende „Zukunftspessimismus“ ist deutlich zurückgegangen. Jugendliche beurteilen ihre persönliche Zukunft insgesamt wieder optimistischer. Dies trifft für die Jugend in den neuen Bun-

desländern in gleicher Weise zu wie für die Jugend im Westen (Abb. 52).

Abb. 52: Vertrauen in die Zukunft

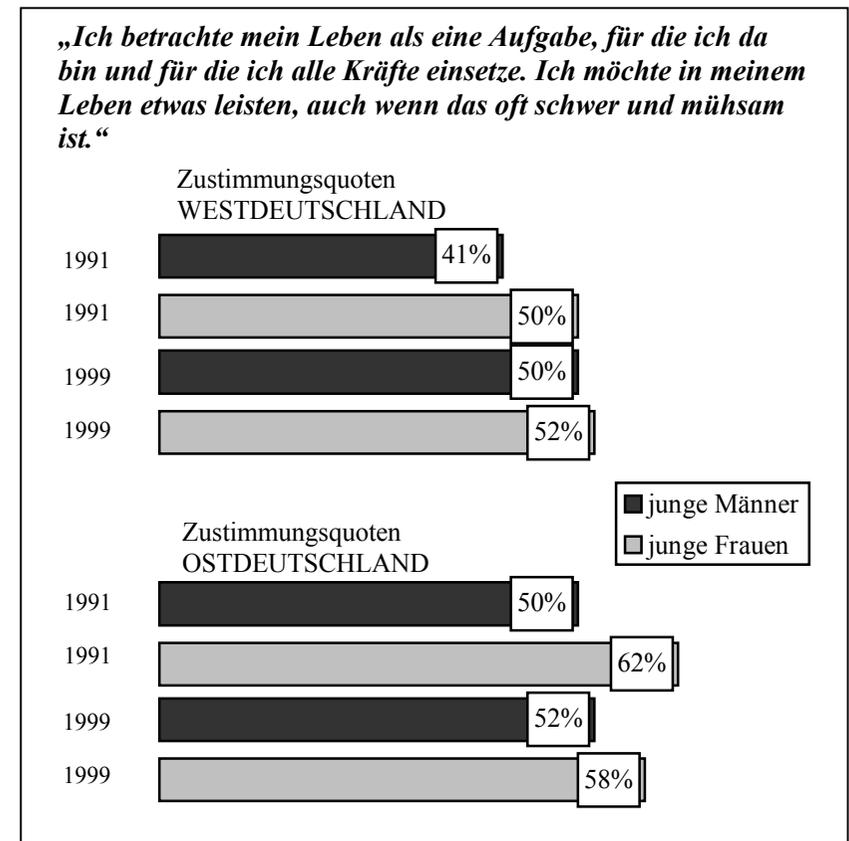


Quelle: nach 13. Shell Jugendstudie

Unterschiede zwischen den Regionen gibt es allerdings hinsichtlich der Erwartung, wie sich die Gesellschaft zukünftig entwickelt: „Die Einschätzung der persönlichen Zukunft fällt – im Westen wie im Osten – 1999 sehr viel optimistischer aus als 1996, die gesellschaftliche Zukunft wird dagegen nur im Westen deutlich positiver gesehen. Dabei fallen die Bewertungen der Jungen und Mädchen im Osten auseinander. Bei den Jungen steigt der Anteil der ‚düster‘ Einschätzungen

um 2,4% an, bei den Mädchen fällt er um 9,1%, ein weiterer Beleg für die Aufbruchstimmung der Mädchen im Osten.“ (Fischer 2000: 299) Die diesbezügliche Entwicklung seit der Wende ist in der nachfolgenden Abbildung wiedergegeben. Sie macht die besondere Leistungsorientierung der jungen Frauen in den neuen Bundesländern deutlich (Abb. 53).

Abb. 53: Leistungsorientierung in Ost und West



Quelle: nach DER SPIEGEL 13/2000

„Als Grundstimmung lässt sich eine deutlich gewachsene Zuversicht in Bezug auf die persönliche wie auch auf die gesellschaftliche Zukunft festhalten. Gut vorbereitet auf künftige Entwicklungen fühlen sich diejenigen, die über gute Voraussetzungen (Bildung, Unterstützung durch die Eltern, klare Lebensplanung und Persönlichkeitsressourcen wie Selbstvertrauen) verfügen. Entsprechend finden wir pessimistischere Einstellungen bei denen, die eher schlechtere Bedingungen haben.“ (Fischer u. a. 2000: 13)

#### 5.4.5 Wertorientierungen

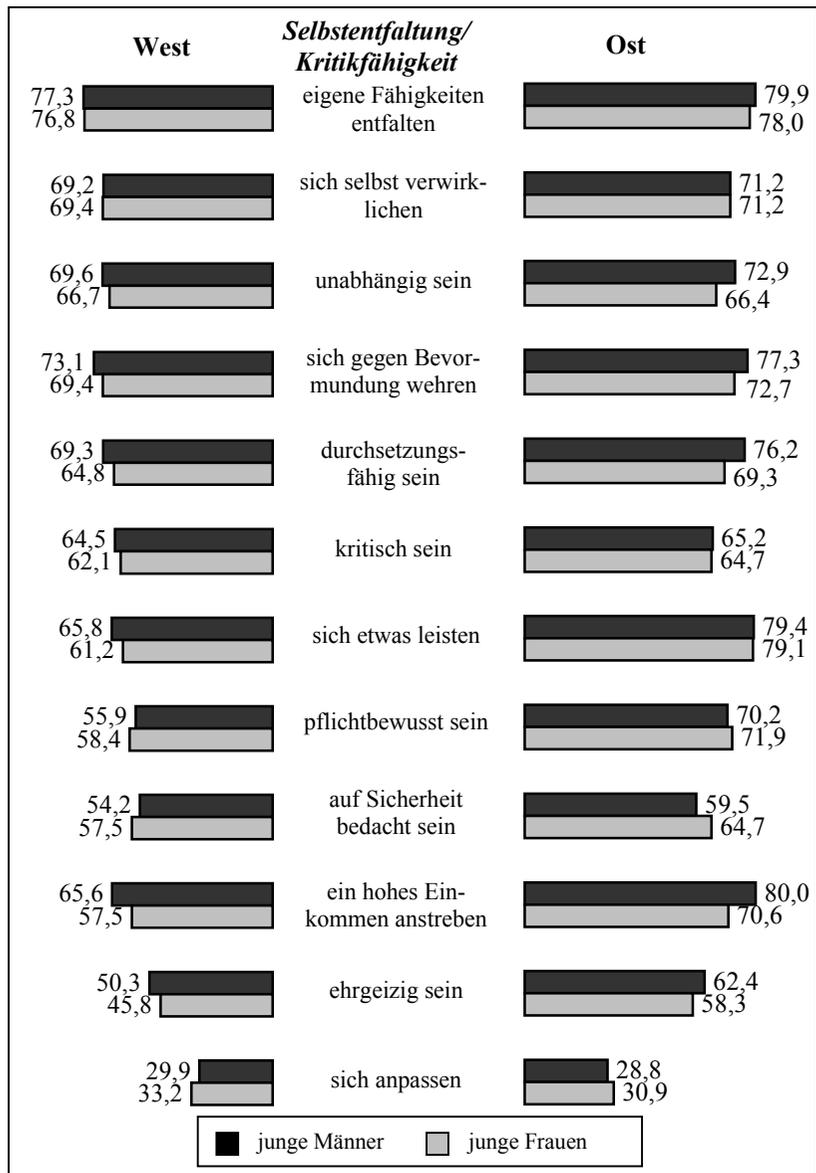
Wertorientierungen verkörpern relativ stabile Einstellungen, die in einem längerfristigen Sozialisationsprozess insbesondere im Kindes- und Jugendalter erworben werden. Ihnen kommt eine große Bedeutung zu für die Herausbildung von Neigungen und Verhaltensbereitschaften im Allgemeinen und für politische Orientierungen und Aktivitätsbereitschaften im Besonderen. In Deutschland wird die Wertediskussion innerhalb der Sozialwissenschaften vor allem durch Thesen eines allgemeinen Wertewandels bestimmt, wie sie von Inglehardt (1977) und von Klages (1993) schon seit langem vertreten werden. Gemeinsame Annahme ist, dass im Laufe der Modernisierungsprozesse nach dem Zweiten Weltkrieg soziale Sicherheit und wirtschaftlicher Wohlstand für die heranwachsenden Generationen zur Selbstverständlichkeit wurden und generell einen Bedeutungsverlust materialistischer Werte zur Folge hatten. Inglehardt unterscheidet in diesem Wirkungszusammenhang vorrangig zwischen „materialistisch“ orientierten Personen, für die wirtschaftliche Belange und die Befriedigung von Sicherheitsbedürfnissen nach wie vor Priorität haben, und „postmaterialistischen“ Personen, bei deren Wertorientierung Aspekte von Selbstverwirklichung und gesellschaftlicher Mitbestimmung vorrangig sind. Für Klages ist dagegen

auch eine Werte-Koexistenz möglich, d. h. ein Bedeutungsgewinn von Werten der Selbstverwirklichung bei gleichbleibender Wichtigkeit von konventionellen bzw. „materialistischen“ Werten (vgl. Gille u. a. 1998: 161f.)

In der nachfolgenden Übersicht (Abb. 54) sind die von Gille u. a. (1998: 165) aus dem DJI-Jugendsurvey zusammengestellten Wertorientierungen Jugendlicher hinsichtlich der beiden Grundorientierungen „Selbstentfaltung“ und „Konventionalismus“ wiedergegeben. Die Quersäulen beinhalten den jeweiligen Prozentanteil der befragten 16–29-jährigen jungen Frauen und Männer, die die Werte 8 bis 10 auf der 10-stufigen Einschätzungsskala gewählt haben. Die Skala reichte von 1 (= überhaupt nicht wichtig) bis 10 (= sehr wichtig).

Ein erster Überblick macht bereits deutlich, dass in West und Ost sowohl Selbstentfaltungswerte wie auch konventionelle Werte von jeweils einer deutlichen Mehrheit der Jugendlichen hoch eingeschätzt werden. Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern entsprechen den stereotypen Vorannahmen, d. h. die jungen Männer wollen eher unabhängig und durchsetzungsfähig sein und sich gegen Bevormundungen wehren; zudem zeigen sie sich ehrgeiziger und auf ein hohes Einkommen bedacht. Die jungen Frauen sind in gleichem Maße wie die jungen Männer auf Selbstverwirklichung und die Entfaltung eigener Fähigkeiten bedacht. Ansonsten geben sie sich pflichtbewusster, anpassungsfähiger und mehr auf Sicherheit bedacht.

Abb. 54: Wertorientierungen Jugendlicher in Ost und West  
(Nennungshäufigkeiten in %)



Quelle: Gille u. a. 1998

Konventionelle Werte erreichen bei den Jugendlichen im Westen nicht ganz das Einstufungsniveau wie die Selbstentfaltungswerte. Im Osten sind dagegen kaum Unterschiede im Einstufungsniveau der beiden Wertorientierungsgruppen auszumachen, wenn man den Randaspekt „sich anpassen“ einmal außer Acht lässt. Gille u. a. (1998: 167) erklären dieses nicht überraschende Ergebnis wie folgt: „Im Osten erklärt sich die stärkere Gewichtung von *Werten der Pflicht, Leistung* und materiellen Sicherheit angesichts der vollkommenen Umstrukturierung der DDR-Gesellschaft und der damit verbundenen Veränderung der gesamten Lebensgrundlage für Jugendliche. Der Wegfall der umfassenden sozialen und beruflichen Absicherung, wie sie in der DDR bestand, führte angesichts der schwierigen Wirtschafts- und Arbeitsmarktlage in den neuen Bundesländern zu Verunsicherungen und zu einem verstärkten Sicherheitsbedürfnis gerade auch bei jungen Menschen. Zugleich stand die Expansion konventioneller Werte nach der Wende in den neuen Bundesländern auch damit in Zusammenhang, dass Pflicht- und Leistungsgesichtspunkte in Antizipation der Forderungen einer kapitalistischen Leistungsgesellschaft aufgewertet wurden.“

Wohin die Entwicklung geht, ist vielleicht am deutlichsten aus den aktuellen Ergebnissen der Data-Concept Repräsentativstudie „Jugend-Trends 2000“ abzuleiten, bei der 1.824 Jugendliche im Auftrag des FOCUS über ihre Zukunftserwartungen befragt wurden. Neben einem nüchternen Realismus bekundeten sie einen auffälligen Hang nach romantischen Idealen. „Die Erhebung, die über einen Zeitraum von 10 Jahren regelmäßig die Zukunftserwartungen von Jugendlichen abfragt, belegt einen frappierenden Wertewandel der angeblich ‚Fun‘-fixierten Millenniumsgeneration. Die *Sehnsucht nach emotionaler Harmonie* wächst: eigene Kinder (89 Prozent), Familie (81 Prozent) und Freundschaft (80 Prozent) genießen höchste Priorität. Vor allem die Familie, von Soziologen bereits als

Auslaufmodell abgeschrieben (jede dritte Ehe in Deutschland wird geschieden), tat einen großen Schritt nach vorn. Lag sie 1996 nur auf Rang neun, erreicht sie aktuell Platz fünf in der Skala. Befragt nach dem größten Wunsch für die nächsten 20 Jahre, träumten doppelt so viele von einer glücklichen Familie als noch zwei Jahre zuvor. Weitere Grundpfeiler des jugendlichen Wertesystems: soziale Gerechtigkeit und Bildung (von Platz acht auf Platz drei). Demgegenüber scheint Materielles an Bedeutung zu verlieren: Geld, vormals Platz 15 der Prioritäten, sackte auf Platz 22 ab.“ (FOCUS 12/2000: 65; Abb. 55)

Abb. 55: Werte-Rangfolge bei Jugendlichen

<b>Werte der Zukunft</b>		
<i>Welche Themen werden künftig wichtiger?</i>		
	<b>Rangplätze</b>	
	<b>1996</b>	<b>1999</b>
<b>Kinder</b>	2	1
soziale Gerechtigkeit	1	2
<b>Bildung</b>	8	3
Gleichheit vor dem Gesetz	6	4
<b>Familie</b>	9	5
Chancengleichheit	3	6
Freundschaft	7	7
Altersversorgung	4	8
persönliche Freiheit	10	9
Selbstverwirklichung	12	10
Teilnahme der Bürger am politischen Geschehen	11	11
<b>Gleichberechtigung der Frau</b>	5	12
Moral	14	13
Recht und Ordnung	18	14
Pflichtbewusstsein	16	15
Leistung	17	16
Solidarität	13	17
Fleiß	20	18
Achtung vor der Ehe	22	19
persönliches Eigentum	19	20
Freizeit	21	21
<b>Geld</b>	15	22
Glück	23	23
Urlaub	25	24
höherer Lebensstandard	24	25
religiöse Lebensführung	26	26

Quelle: FOCUS 12/2000

## 6 Moderne Prägungskräfte

Die heutigen Jugendlichen und jungen Erwachsenen leben in einer Welt schneller und *vielfältiger Veränderungen*. Traditionell verwurzelte Familien- und Gesellschaftsstrukturen sind ihnen zumeist ebenso wenig vertraut wie langfristig festgefügte Alltagsabläufe und Lebensplanungen. Im Fernsehen können sie nahezu täglich Aufruhr und Krieg, Regierungs- und Machtwechsel, internationale Kooperationen und Firmenzusammenschlüsse, wissenschaftlich-technische Innovationen sowie andere Erscheinungsformen eines permanenten Wandels miterleben. In Schule und Beruf sind sie immer wieder mit neuen Anforderungen, Ausbildungsinhalten und strukturellen Rahmenbedingungen konfrontiert. Ständig und fast überall, selbst im persönlichen Umfeld, begegnen ihnen Prototypen aktueller Trends und Modeerscheinungen, sowie vieles Fremdartige.

Die Änderungen im Lebensstil, im Kommunikations- und Sozialverhalten sind so gravierend, dass Beobachter von einer dritten „Revolution“ sprechen, die durch die elektronische Datenverarbeitung und Informationstechnologie ausgelöst wurde und das Leben der Menschen im Beruf und in der freien Zeit ebenso radikal umgestaltet, wie dies der industriellen Revolution in der Mitte des 18. Jahrhunderts und den Auswirkungen der Kernenergienutzung („Atomzeitalter“) seit dem Zweiten Weltkrieg zugeschrieben wurde (Opaschewski 1999). Die Kinder dieser andauernden Revolution, und damit die heutigen Jugendlichen, bezeichnet Opaschewski wegen ihres computervernetzten Umfelds als „**Generation @**“ (gesprochen: „Ett“). „Growing up digital“ hatte zuvor schon der Amerikaner Don Tapscott (1998) sein Buch über die Heranwachsenden betitelt, die er entsprechend „Net Kids“ oder auch Kinder der „Generation N“ nennt.

Geradezu symbolisch für die elektronische Revolution: Rechtzei-

tig zur Jahreswende hat Bill Gates' Microsoft, das größte Softwarehaus der Welt, das Unternehmen General Electrics (258,8 Mrd. Dollar) als bisher größtes Unternehmen der Welt vom ersten Rangplatz verdrängt. Das multimediale Hightech-Unternehmen setzt im Jahr mehr um als das niederländische und das griechische Bruttosozialprodukt zusammengenommen.

Opaschewski 1999: 16

Im Gegensatz zu den globalen Umbruchperioden der Vergangenheit erfolgen die derzeitigen Veränderungen soziokultureller Lebensbedingungen mit geradezu atemberaubender Geschwindigkeit. Die grundlegenden Anpassungsprozesse können nicht länger in quasi natürlicher Weise vom nächsten Generationswechsel erwartet werden, sondern sind bereits heute eine kontinuierliche Forderung an die Angehörigen aller gesellschaftlichen Gruppen. Vieles deutet darauf hin, dass zumindest die ältere Generation Schwierigkeiten hat, mit der technologischen Entwicklung Schritt zu halten. Die innovativsten Tätigkeitsfelder, wie z. B. Softwareentwicklung, Internetfirmen und neue Medien, sind nahezu ausschließlich mit Vertretern der jüngeren Generation besetzt. Mit ihrer Effizienz und Identifikationskraft stehen sie für Fortschritt und Zukunftssicherung. Die für die gesamtgesellschaftliche Zukunftsentwicklung entscheidende Frage ist jedoch, ob diese Avantgarde tatsächlich die Jugend repräsentiert oder abgehoben vom weitaus größeren Teil der heranwachsenden Generation agiert, dem sich keine vergleichbaren Freiheitsgrade und Perspektiven bieten. Das Ausmaß, in dem dieser Teil der Jugend die rasanten Entwicklungen als undurchschaubar, willkürlich und bedrohlich erlebt und sich daher mehr an überlieferten Lebensentwürfen, Normen und Verhaltensweisen orientiert, ist für die Gestaltung der Lebensbedingungen der nächsten Generation vermutlich nicht weniger bedeutsam als die Vielzahl innovativer Akteure.

Wie Krause u. a. (1999) auf der Grundlage von Untersuchungen in den neuen Bundesländern darlegen, bewirken nämlich selbst tiefreichende Veränderungen der gesellschaftlichen Verhältnisse nicht zwangsläufig einen Wandel von Überzeugungen und Werteeinstellungen im individuellen Bewusstsein. Vielmehr tendieren die Menschen dazu, am Gewohnten festzuhalten und Entwicklungen ebenso wie Ereignissen, durch die eine Reproduktion des Gesellschaftssystems gefährdet ist, mit Unbehagen und Angst zu begegnen. Inwieweit im Zuge andauernder Veränderungen im gesellschaftlichen Umfeld auch die Jugend von Verunsicherungen und Beharrungstendenzen betroffen ist, kann für den Erfolg bzw. die nachhaltige Wirkung gesellschaftlicher Anpassungsprozesse entscheidend sein.

Die aus unserer Sicht wichtigsten Trends, die für grundlegende Veränderungen in der gegenwärtigen Gesellschaft stehen, und zuvorderst die Jugend betreffen, lassen sich mit den Begriffen

***Mobilität,***

***Neue Arbeitswelt*** („New Work“) und

***Multimedia***

umreißen. Mobilität nimmt in diesem Dreiklang insofern eine Sonderstellung ein, als sie das Ergebnis einer bereits mehrere Generationen übergreifenden kontinuierlichen Entwicklung beinhaltet. Im funktionalen Zusammenhang mit den aktuellen Entwicklungen am Arbeitsmarkt gewinnt Mobilität nochmals erheblich an Bedeutung. Sie ist zu einem Charakteristikum der Neuen Arbeitswelt geworden und stellt eine zentrale Anforderung an alle dar, die in dieser Welt Karriere machen wollen.

Multimedia und Neue Arbeitswelt sind demgegenüber Entwicklungen, die erst durch die Computerisierung unserer Umwelt initiiert bzw. ermöglicht wurden. Sie sind tragende Antriebskräfte der gegenwärtigen „technologischen Revolution“. Schrader (1999) zählt sie im

Verbund mit den Wirkkräften, die er „*Ageing Society*“, „*Rational Overchoice*“ und „*Glokalisierung*“ nennt, zu den fünf „Makrotrends“, die den langfristig-strukturellen Wandel von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft kennzeichnen. Die beiden letztgenannten „Makrotrends“ werden wir der Vollständigkeit halber am Schluss dieses Kapitels kurz skizzieren. Die drohende Überalterung der Gesellschaft („Ageing Society“) wurde in einem vorangegangenen Kapitel bereits dargestellt.

## 6.1 Mobilität

Mobilität ist als solche kein ausschließlich modernes Phänomen. Räumlichen Eroberungsdrang und Wanderungsbewegungen von Individuen und Völkern hat es zu allen Zeiten gegeben. Mobilität wird daher auch als „evolutionäres Grundprinzip“ angesehen, das zu den anthropologischen und biologischen Konstanten zählt (Reichhoff 1992). Die „evolutionären“ Ausbreitungstendenzen haben bzw. hatten zum Ziel, freie Lebensräume zu erschließen und zu besetzen. Beispiele hierfür sind die Völkerwanderungen der Antike, die Eroberung Nordamerikas – zunächst durch Religionsflüchtlinge und dann durch Pioniere – und die Wanderungen der Tagelöhner im Gefolge der industriellen Revolution. Diese Form der Mobilität war nie Selbstzweck oder gar lustbetont. Wenn in den traditionellen Gesellschaften Menschen sich vom heimatlichen und vertrauten Ort entfernten, waren Zwänge und besondere Umstände ausschlaggebend.

„Mobilität“ in der heutigen Gesellschaft ist dagegen ein **Strukturmerkmal** der sie kennzeichnenden „Dynamisierungs- und Flexibilisierungsprozesse“ und somit das eigentliche „Kernelement der Moderne“ (Lash/Urry 1994). Die Repräsentanten dieser Gesellschaft werden vor allem in der jungen Generation gesehen. So schrieb z. B. Sennett (1995: 319) „Das moderne Individuum ist, vor allen anderen, ein mo-

biler Mensch“ und setzt 1998 (124) Jugend mit „Flexibilität“ und Alter mit „Erstarrung“ gleich. In entsprechender Weise werden auch im allgemeinen Sprachgebrauch Jugend und Mobilität vielfach als funktionale Einheit verstanden.

Für die Jugendlichen selbst, „das wissen wir aus diversen Analysen, besitzt Mobilität einen ganz hohen Stellenwert“ (Tully/Schulz 1999: 9). Bewegung und Dynamik sind zentrale Elemente der Jugendkultur. Sie haben ihren Platz im Jugendjargon, wo alles mögliche mit „Drive“, „Speed“, „Power“ und „abgefahren“ belegt wird, ebenso wie in der Welt der Musik (siehe Kasten) und der Filme (u. a. „Road Movies“), in denen Fahren und Unterwegssein als Wege zur Freiheit und Selbstfindung allgegenwärtig sind.

<b>Musik und Bewegung</b>		
W. Höhne:	<i>Nimm mich mit, Kapitän, auf die Reise</i>	1950
Freddy Quinn:	<i>La Paloma</i>	1961
Chuck Berry:	<i>Route 66</i>	1961
Elvis:	<i>Night Rider</i>	1965
The Beatles:	<i>Drive my Car</i>	1968
Steppenwolf:	<i>Born to be wild</i> (Titelmusik zu Easy Rider)	1969
Udo Lindenberg:	<i>Daumen in den Wind</i>	1972
The Eagles:	<i>Live in the fast line</i>	1976
Prince:	<i>Little Red Corvette</i>	1982
Beach Boys:	<i>Still cruising</i>	1989
Will Smith	<i>Cruising</i>	1997

Auszug aus: Tully/Schulz 1999: 31

Aus jugendpsychologischer Sicht geht es hierbei vor allem um „Fluchtmöglichkeiten aus marginalisierten und entfremdeten Lebensumständen“ (Klotz 1997: 290), aber auch um Formen „jugendkultureller Selbstinszenierungen“ (Grell/Waldmann 1999: 157).

Historische Beispiele für **Fluchtbewegungen** Jugendlicher aus einengenden oder sonstwie belastenden Lebensumständen sind u. a. die Wandervogelbewegung in der Wilhelminischen Ära, die Moped-Kultur der „Halbstarke“ in den 60er Jahren, die Aktionen der „Flower-Power-People“ in der Vietnam-Nachkriegsära und die Aktivitäten der Manta- und GTI-Clubs Ende der 70er Jahre. Eine in vieler Hinsicht vergleichbare Motivlage liegt auch der heutigen jugendkulturellen Szene zugrunde, in der insbesondere Biker, Raver und Skater Äußerungsformen mobiler, d. h. „raumgreifender“ Freizeitgestaltung in markanter Weise verkörpern, in der aber auch künstliche bzw. virtuelle Welten als Fluchträume aus einem oftmals als trist empfundenen Alltag genutzt werden. Ein Großteil der zahlreichen Disco-Fans pflegen Dauer und Wirkung ihrer „Trips“ mit Aufputzmitteln („Red-Bull verleiht Flügel“) und Modedrogen zu verstärken. Nicht wenige Net-Surfer vergessen auf ihren Reisen durch den Cyberspace die bedrückenden Momente ihres realen Umfelds.

„**Jugendkulturelle Selbstinszenierungen**“ haben eine besondere Bedeutung gerade in szenetypischen Jugendgruppen, in denen erlebnisbezogene Aspekte von Mobilität vorherrschen, d. h. bei denen in der Regel ein bestimmtes Verkehrsmittel, z. B. getunte Autos, Bikes oder Skates, den Kristallisationspunkt des Gruppeninteresses bildet. Grell und Waldmann (1999: 160f.) unterscheiden hierbei drei zentrale Bedeutungsaspekte:

- Die **funktionale Bedeutung** liegt darin, die jeweiligen Erlebnisorte zu erreichen, die als Szenetreffs und Aktionsräume dienen. Die Fahrt selbst wird in der Regel schon als Erlebnis inszeniert.
- Die **objektbezogene Bedeutung** erwächst aus dem Wunsch, die Technik zu beherrschen und durch artistische Fähigkeiten im Umgang mit dem Fahrzeug persönliche Kompetenz zu demonstrieren.

Das Fahrzeug ist Inszenierungs- und Aktionsmittel der Starken und Erfolgreichen.

- Eine ***körperbetonte und sportive Bedeutung*** wird aus dem äußeren Erscheinungsbild und den Verhaltensformen vieler mobiler Gruppen deutlich. Muskelpakete am Lenker kontrastieren auffallend häufig mit ranken Figuren auf dem Sozius. Die Kleidung vieler Biker, Skater und Jogger betonen mehr als sie verdecken.

Die letztgenannten Inszenierungen sind zugleich auch Äußerungsformen von Sexualität und ***Geschlechtsidentität***. Männlichkeit findet nämlich ebenso wie Weiblichkeit in den erlebnisorientierten Jugendkulturen einen augenfälligen Niederschlag. In der Regel sind die Rollenverteilungen zwischen den jungen Männern und Frauen klar festgelegt. Sie spiegeln sich in unterschiedlichen Aufgaben, Bekleidungsattributen und Verhaltensformen wider. Dies gilt grundsätzlich auch für die weiblichen Gruppenmitglieder, die voll am Aktionsmodus partizipieren, z. B. also nicht auf dem Sozius sitzen, sondern selbst ein Bike fahren. Die Äußerungsformen ihrer Geschlechtsidentität behalten sie üblicherweise auch nach einer gemeinsamen Geländefahrt und mit verdreckter Ledermontur bei.

Ein anderer Aspekt jugendlicher Selbstinszenierung, der der o. g. „objektbezogenen Bedeutung“ zugerechnet werden muss, ist das ***Risikoverhalten***. An dieser Stelle sind hiermit besonders riskante Demonstrationsformen artistischer Fähigkeiten und Kompetenz gemeint, aber auch solche von Nervenstärke und „Männlichkeit“. Das Spektrum dieser Art von Demonstrationsverhalten reicht von sog. „Mutproben“ nach Art des Autorennens bis scharf an einen Abgrundrand, mit dem James Dean in dem Film „Denn sie wissen nicht, was sie tun“ (USA 1955) beeindruckte, über unzulässige Manipulationen an Vergaser und Auspuff bis hin zu riskanten Überholmanövern auf regennassen Straßen nach durchlebter Disco-Nacht im vollbesetzten

Auto. Risikoverhalten ist jedoch nicht nur Selbstinszenierung bzw. Demonstrationsverhalten. Offensichtlich zunehmend gewinnt auch eine Erlebnisqualität an Bedeutung, bei der es nur noch um die Stärke der eigenen Gefühle, dem sog. „Kick“ geht. Ein großer Teil gewerblicher Freizeitattraktionen für junge Leute (Bungee-Jumping, Sturzwasserfahrten, Drachenfliegen, Turbo-Achterbahn u. ä.) zielt bereits darauf ab.

Grell und Waldmann (1999: 161) nennen als weitere Äußerungsform jugendlicher Selbstinszenierung noch die *virtuelle Mobilität*, „die sich der Möglichkeiten der neuen Kommunikations- und Informationstechnologien bedient“ und fragen, „ob sich in Verbindung damit jugendkulturelle Inszenierungen in die Zimmer der Jugendlichen verlagern und aus den öffentlichen Räumen verschwinden“. Wenn tatsächlich „Streifzüge durch den Cyberspace“ (Rötzer 1998) mehr und mehr an die Stelle von körperlichen Reisen und face-to-face-Interaktionen treten sollten, wäre dies ein Grund, das derzeitige Verständnis über den funktionalen Verbund von Modernität und Mobilität zu überdenken. Am Horizont zeichnet sich vielleicht sogar schon ein „Ende der Mobilität“ ab (Möntmann 1994). Noch sind allerdings Autos, Bikes und andere Fortbewegungsmittel vorherrschende Elemente des jugendlichen Lebensstils. Der Drang nach Unabhängigkeit, sozialer Anerkennung und Erfahrungsintensität gewinnt für die meisten Jugendlichen nach wie vor erst mit dem Erwerb des Führerscheins eine operationale Basis: „Freiheiten werden durch Führerschein und Fahrzeugbesitz erweitert.“ (Tully/Schulz 1999: 21)

Mobilität in einem eher traditionellen Sinne zeigen vor allem Jugendliche in ländlichen Regionen, die mit dem Ziel einer qualifizierten Ausbildung täglich unterwegs sind oder sich gar eine Bleibe am Ausbildungsort suchen müssen. Dies ist im Zusammenhang mit der Stellensuche und dem Eintritt in ein anspruchsgerechtes Arbeitsverhältnis

vielerorts bereits zur Regel geworden. Der diesbezügliche **Mobilitätsdruck** gründet sich zum einen auf die fortgeschrittene Zentralisierung des sekundären und insbesondere des tertiären Bildungsbereichs, d. h. auf die Konzentration von Bildungsinstitutionen in Schwerpunktschulen, Fachhochschulzentren u. ä. Zum anderen ist er durch eine vielerorts spürbare Jugendarbeitslosigkeit und durch gestiegene Anforderungen des Arbeitsmarktes bedingt. Diese verlangen insbesondere Berufsanfängern in qualifizierten Tätigkeitsfeldern ein hohes Maß an Flexibilität und Mobilität ab. Mobilität dieser Art erwächst aus der Notwendigkeit, zwecks weiterer Qualifizierung wechselnde Arbeitsplätze innerhalb und außerhalb Deutschlands zu akzeptieren. Unter **Flexibilität** wird die Bereitschaft verstanden, nicht wunschgerechten oder nicht ausbildungsadäquaten Tätigkeiten nachzugehen, ggf. auch bereits eingeschlagene berufliche Laufbahnen ganz aufzugeben und sich neu zu orientieren (z. B. im Rahmen einer Umschulungsmaßnahme).

Unter dem Stichwort „Migrationsforschung“ werden seit langem Mobilitätsprozesse und tatsächliche Wanderungsbewegungen von Individuen, Gruppen und Großgruppen mit den Methoden und Sichtweisen verschiedener Fachdisziplinen untersucht. Entsprechend gibt es u. a. ökonomische, (sozial-)geografische, soziologische und psychologische Erklärungsansätze für die Bereitschaft von Menschen, ihre heimatliche Region, Elternhaus und Freunde zu verlassen, um es andernorts zu versuchen. Eine zentrale Rolle in den Erklärungsmodellen spielt dabei die „Werterwartungstheorie“ von DeJong und Fawcett (1981). Nach dieser Theorie ist eine **Migrationsentscheidung** im Wesentlichen abhängig von der Wahrscheinlichkeit, in dem ein Individuum – ebenso wie ggf. eine Gruppe – den Eintritt positiver Konsequenzen einer Migration erwartet, und von dem Wert, dem diese Konsequenzen beigemessen werden. „Das Grundmotiv, das allen entscheidungstheoretischen Migrationsmodellen zugrunde liegt und aus

dem ein erster Anstoß für eine mögliche Wanderung resultiert, ist die Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Situation, die sich durch eine Migration verbessern ließe (bzw. von der erwartet wird, dass sie sich verbessert).“ (Rolfes 1996: 37f.) Die sieben „Motivationskomplexe“, die gemäß umfangreicher Literaturlauswertungen von DeJong und Fawcett Migrationsentscheidungen begründen können, sind in der nachfolgenden Übersicht aufgelistet.

#### **„Motivationskomplexe“ für Migrationsentscheidungen**

- *Wohlstand* (gutes Einkommen, berufliche und ökonomische Sicherheit, gesundheitliche Absicherung)
- *Statusaspekte* (hoher sozialer Status, Prestige und Ansehen, Einfluss, gute Schul-/Ausbildung)
- *Komfort* (akzeptable berufliche und private Anforderungen, ausreichend Freizeit, Wohnkomfort)
- *Abwechslung* (abwechslungsreiche Umgebung, gute Freizeit- und Kontaktmöglichkeiten)
- *Unabhängigkeit* (ökonomische, soziale und ideelle Unabhängigkeit, Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung)
- *Soziales Netzwerk* (Eingebundensein in ein funktionierendes lokales und soziales Netzwerk von Familie, Freunden und Bekannten)
- *Moralisches* und ethisches Klima (freie Religionsausübung, Meinungsfreiheit)

Rolfes 1996

Diese Migrationsmotive haben generelle Gültigkeit. Sie gelten für Auswanderer und Spätheimkehrer ebenso wie für Pendler und Berufsanfänger, die ihr erstes Arbeitsverhältnis in einer entfernten Großstadt aufnehmen. Nicht zuletzt beinhalten sie auch alle Beweggründe, die junge Männer und Frauen veranlassen können, ihr gewohntes Umfeld zu verlassen und sich um eine Einstellung als Zeit- oder Berufssoldat bei der Bundeswehr zu bemühen.

## 6.2 Neue Arbeitswelt

„New Work“ ist nach Schrader (1999: 11) „Teil des Übergangs von der Industrie- zur dienstleistungsbezogenen Wissensgesellschaft und bezeichnet die langfristig-strukturellen Veränderungen in der Arbeitswelt“.

Kennzeichnendes Merkmal der Neuen Arbeitswelt ist eine Vielzahl neuer Berufe, vor allem im sog. TIME-Dienstleistungssektor (TIME = Telekommunikation, Informationstechnologie, Medien und Elektronik), die eine Anwendung spezifischer Fachkenntnisse auf aktuellstem Niveau und somit ständige Weiterqualifizierung bzw. „lebenslanges Lernen“ erfordern. Mit diesen Anforderungen gehen unterschiedliche projektbezogene Aufgabenstellungen in wechselnden Teams und bei wechselnden Arbeitgebern einher. Häufiger Arbeitsplatzwechsel, Phasen unterschiedlicher Beschäftigungsintensität, d. h. weniger Vollzeit- und mehr Teilzeitjobs, sowie eine zunehmende Ablösung klassischer Ausbildungs- und Arbeitsformen durch sog. Telelearning, Teleworking und durch unternehmerische Selbständigkeit sind die Folge. Auf längere Sicht wird eine deutliche Zunahme der sog. „Patchwork Biographien“ (Schröder 1999), aber auch wachsende Einkommensunterschiede zwischen hoch- und niedrigqualifizierten Arbeitskräften erwartet.

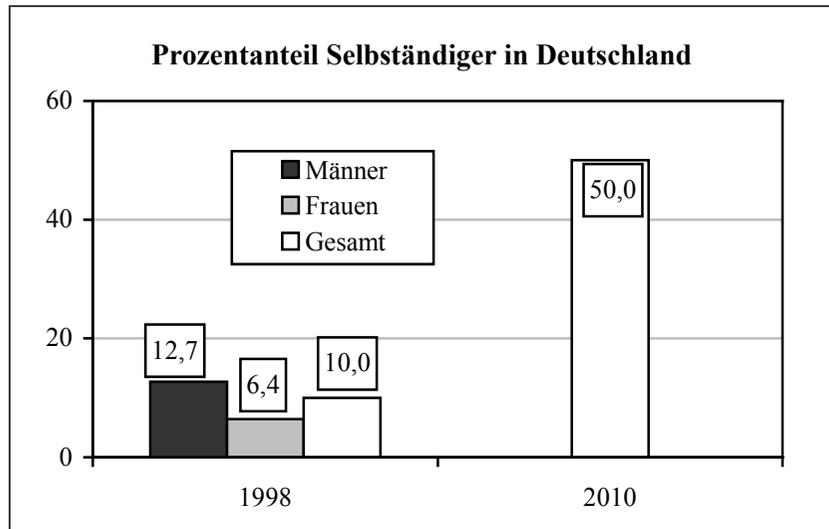
In den USA hat die Neue Arbeitswelt bereits deutliche Konturen angenommen: „62% aller jungen Amerikaner träumen davon, ihr eigener Chef zu sein. Jeder Zehnte zwischen 25 und 35 Jahren ist dort heute schon an einer Firmengründung beteiligt. Bis zu ihrem 32. Lebensjahr haben amerikanische Arbeitnehmer schon durchschnittlich 9 Jobs ausgeübt.“ (Schrader 1999: 12)

In Deutschland ist ebenfalls ein Wandel der Arbeitswelt in gleicher Entwicklungsrichtung zu beobachten: Während der Anteil der Zeitar-

beit sich seit 1994 verdoppelt hat, nehmen Vollzeitbeschäftigungen und *traditionelle Arbeitsverhältnisse* stetig ab: Im Zeitraum 1989 bis 1996 ist der Anteil abhängiger Normalarbeitsverhältnisse von 75% auf 66% geschrumpft und die Zahl der Selbständigen ohne Beschäftigte um etwa zwei Drittel angestiegen. Dieser Trend hat sich zwischenzeitlich mit noch größerer Rasanz fortgesetzt.

In Deutschland wurden 1998 rund 3,6 Millionen *Selbständige* gezählt, davon immerhin knapp 50.000 im Alter von 20 bis 24 Jahren und weit mehr als 200.000 im Alter von 25 bis 29 Jahren. Frauen sind unter den Selbständigen deutlich unterrepräsentiert. Bezogen auf die Gesamtzahl der Erwerbstätigen betrug ihr Anteil lediglich 6,4%; bei den Männern lag er mit 12,7% in etwa doppelt so hoch – auch in der Teilgruppe der 20–29-Jährigen (Stat. Jahrbuch 1999). Das Institut für Arbeitsmarkt und Berufsforschung schätzt, dass der Anteil der Selbständigen unter den Erwerbstätigen innerhalb der nächsten 10 Jahren auf etwa 50% ansteigen wird (Abb. 56).

Abb. 56: Anteil der Selbständigen in Deutschland



Quelle: Stat. Jahrbuch 1999; Trend-book 2000

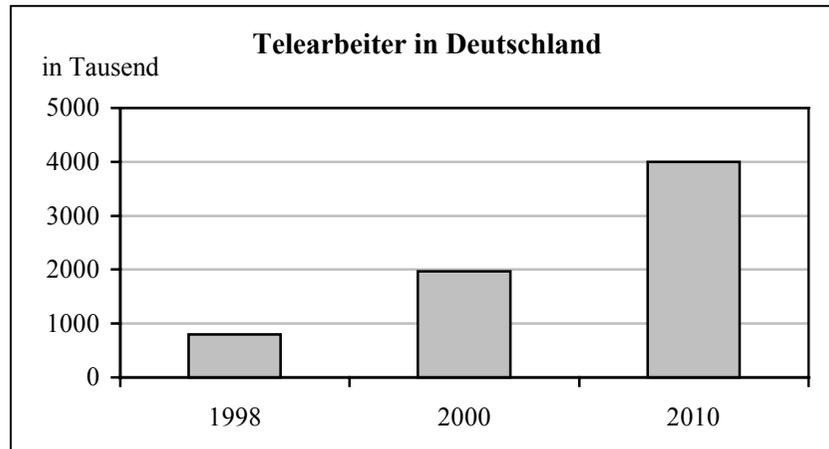
Die Quote von 50% Selbständigen am Ende dieser Dekade erscheint uns viel zu hoch gegriffen. Sollte in den kommenden Jahren jedoch tatsächlich ein zunehmend hoher Anteil junger Männer ohne feste Anstellung einer Berufstätigkeit nachgehen müssen, bliebe das nicht ohne Auswirkungen auf die personelle Bedarfsdeckung der Bundeswehr. Ein zeitweiliger Dienst als Soldat lässt sich in selbständige Arbeitsphasen sicher leichter einbinden als in bestehende oder angestrebte Arbeitsverhältnisse. Auch werden viele Selbständige, wenn sie nicht gerade zu den Spitzenverdienern zählen, im Militärdienst möglicherweise eine attraktive Alternative zu ihrer sonstigen Erwerbstätigkeit sehen.

Ein Großteil der Tätigkeiten in der neuen Arbeitswelt wird an sog. **Telearbeitsplätzen** verrichtet, mit denen Selbständige ebenso wie abhängig Beschäftigte über praktisch unbegrenzte Entfernungen hinweg Serviceleistungen für Kunden erbringen können. Nach Angaben des

BMWi beträgt die Zahl der Telearbeitsplätze in Deutschland bereits etwa 2 Millionen. Sie wird sich in der nächsten Dekade nochmals verdoppeln (Abb. 57).

Telearbeitsplätze ermöglichen es, den Komfort und die Effizienz von „mobilen Büros“, von Heimarbeit und „Desk Sharing“ voll auszuschöpfen. Den Prototyp eines entsprechend hochflexiblen Mitarbeiters, der sich mit seinem mobilen Büro aus Notebook, Handy und mobilem Zeitplan-System überall auf der Welt bewegen kann und dennoch in stetem Kontakt zur Firma steht, bezeichnen Makimoto und Manners (1997) als „digitalen Nomaden“. Durch Nutzung diesbezüglicher Arbeits- und Beschäftigungsformen kann aber auch die industriell bedingte Trennung von Wohnen und Arbeiten allmählich überwunden werden, nicht zuletzt zum Vorteil für Familie und Umwelt. Bei IBM Deutschland beispielsweise erledigt mittlerweile jeder fünfte der 20.000 Mitarbeiter seine Arbeit alternierend Zuhause und im Büro (Schrader 1999: 13).

Abb. 57: Telearbeiter in Deutschland



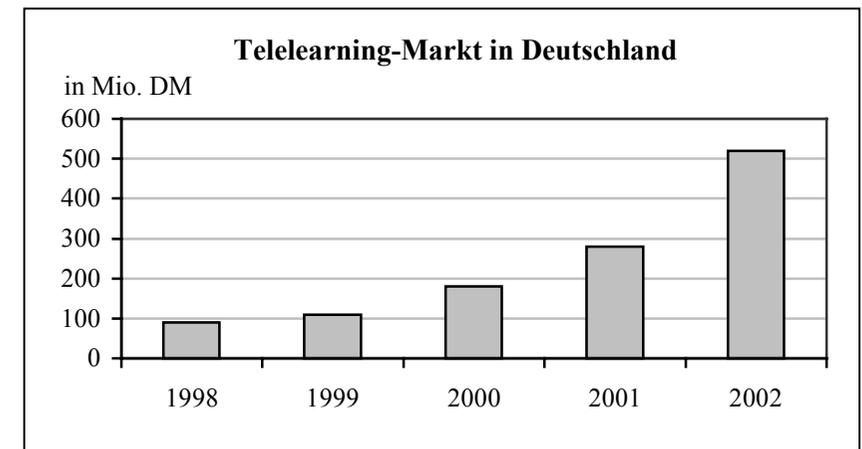
Quelle: Trend-book 2000

Mit den hohen Qualifikationsanforderungen der neuen Arbeitsplätze, die ein „lebenslanges Lernen“ erfordern, wird auch der Ausbildungssektor in Deutschland seine Struktur ändern. Schulungen in Hörsälen und damit in traditionellen Ausbildungseinrichtungen werden an Bedeutung verlieren. Dafür wird das Internet zunehmend auch zum Bildungs- und Ausbildungsmedium, zumal sich immer mehr „virtuelle“ Firmen und öffentliche Bildungsinstitutionen auf ein entsprechendes Angebot spezialisieren: Die Umsätze auf dem **Telelearning**-Markt in Deutschland, die im abgelaufenen Jahr bereits über 100 Millionen DM betragen, werden sich in den nächsten drei Jahren verfünffachen (Abb. 58). Weltweit wird im gleichen Zeitraum der Umsatz allein für Fernlern-Software auf über 10 Milliarden Dollar steigen. 14.000 der insgesamt 58.000 Studenten der Fernuniversität Hagen nutzen bereits die dortigen Angebote des Electronic Learnings. Fast 100 Projekten. Es entstehen virtuelle Seminare und Laboratorien, Lehrstühle und sogar ganze Universitäten, die nur noch im Cyberspace existieren. So haben sich z. B. Bayerns neun Universitäten und 16 Fachhochschulen zur „Virtuellen Hochschule Bayern (vhb)“ zusammengeschlossen. Ver-

gleichbare Projekte sind die „Virtuelle Universität Oberrhein“ in Baden-Württemberg, der „Projektverbund Virtueller Campus“ in Niedersachsen und die „Virtuelle Fachhochschule“, zu der sich elf Fachhochschulen aus sieben Bundesländern unter der Federführung der FHS Lübeck zusammengeschlossen haben. Kölner Forscher kamen in der Studie „Szenario 2005“ zu dem Ergebnis, dass schon in fünf Jahren 50% der Studenten an virtuellen Hochschulen studieren werden (DER SPIEGEL 29/2000: 62f.).

Telelearning kann praktische Ausbildung und Erfahrung nicht ersetzen, sondern nur fördern und ergänzen. In der akademischen (Erst-)Ausbildung wird es daher mit Sicherheit auch zukünftig traditionelle Lehrformen geben: „Die meisten Studenten werden in Zukunft sogenannte Mixed-Mode-Students sein, die sowohl in Vorlesungen und Seminaren vor Ort sitzen als auch Online- und Multimedia-Angebote nutzen werden.“ (W. Kugemann, Koordinator der vhb; DER SPIEGEL 29/2000: 64)

Abb. 58: Telelearning-Markt in Deutschland



Quelle: Trend-book 2000

Die Bedeutung unternehmensinterner Aus- und Fortbildungsmaßnahmen am Arbeitsplatz in jeweils spezifischer Anwendungsausrichtung wird wegen der erhöhten und sich schnell ändernden Anforderungen vermutlich sogar noch erheblich anwachsen. Die Bundeswehr wird hiervon nicht ausgeschlossen sein.

### 6.3 Multimedia

Jugendliche befinden sich allerorten in einer multimedialen Umwelt. Satellitenfernsehen und Life-TV, Video-Clips, Walkman und CD-Player, Spielkonsole und Computer gehören zu ihrem gewohnten Alltag. Handys und Pager sind schon längst nicht mehr Statussymbole von Privilegierten, sondern selbstverständliche Gebrauchsgegenstände der jungen Generation.

Die Zauberworte, die den Zugang zu dieser neuen Lebenswelt eröffnen, heißen Multimedia, Telekommunikation, Digitalmedien und interaktive Netze. Sie sind die Bausteine dieser Lebenswelt und darüber hinaus Antriebskräfte aktueller wirtschaftlicher und soziokultureller Entwicklungen. Neben der Durchdringung der Arbeitswelt prägen sie insbesondere das Freizeit- und Sozialverhalten der jungen Generation. Deren Alltag ist angefüllt und „überwölbt von unmittelbar handhabbaren technischen Geräten, die ihrerseits wieder Medien-Botschaften zum Teil weltweit agierender Informationsorganisationen zur Verfügung stellen und dies rund um die Uhr und mit immer weniger Einschränkungen“ (Baacke 1997: 59).

Nach Ferchhoff (1999) haben Jugendliche im Gegensatz zu vielen Älteren keine Berührungängste mit den neuen Technologien. Sie gehen mit ihnen „außerordentlich flexibel, virtuos und souverän um und verwenden sie zu unterschiedlichen Zwecken“. Zur hohen Me-

diennutzungskompetenz tritt zunehmend auch eine **Handlungskompetenz**, die den Jugendlichen eine gezielte Auswahl und Erschließung der Medien für eigene Zwecke erlaubt. Dabei nennt Ferchhoff (1999: 233) im Wesentlichen einen dreifachen Nutzen, den sich die Jugendlichen aus den Medien erschließen:

- **Erlebensdichte und Intensität** (vor allem durch Musik als Leitmedium der 12–25-Jährigen), **Betroffenheit und Affektivität**: In diesem Sinne können Medien starke Gefühle induzieren und eine „produktive, grenzüberschreitende Kritik am ritualisierten Alltagsleben“ leisten;
- **Faszination, Exkursion in fremde Welten und Traumfluchten**: In diesem Sinne bieten die Medien den Jugendlichen Freiräume für Selbstdarstellungen und „utopische Welterschließungen“;
- **Selbstbehauptung und Szenengestaltung**: Hierbei kann insbesondere der Computer als Werkzeug zum Ausbruch aus den Kontrollen der Erwachsenen, zum Eindringen in Expertennetzwerke und sogar als Instrument zur „Weltbeherrschung“ genutzt werden.

Eine intensive Nutzung der Medienwelt bleibt natürlich nicht ohne Einfluss auf Wahrnehmungs- und Bewusstseinsstrukturen. Zum einen dringen Jugendliche über die Medien viel früher in Wissens- und Erfahrungsbereiche ein, die nach traditionellem Erziehungsverständnis der Erwachsenenwelt vorbehalten bleiben sollten. In Illustrierten und Videofilmen werden ebenso wie auf nahezu allen Fernsehkanälen, zunehmend auch in Nachmittags- und Familiensendungen, Sex, Betrügereien und Gewaltexzesse in allen Äußerungsformen veranschaulicht. Für die Kinder findet eine früh einsetzende „Entzauberung der Erwachsenenwelt“ (Ferchhoff 1999: 230) statt, die hierdurch vieles an Faszination, Anreiz und Identifikationskraft einbüßt. Zum ande-

ren stellen die vielschichtigen Bilder und Botschaften der Medien nur eine synthetische Wirklichkeit „aus zweiter bzw. dritter Hand“ dar, die gerade von denjenigen zunehmend weniger von der Realität unterschieden werden kann, die Hauptkonsumenten der Medien sind und als solche von einem mehr oder weniger großen „Verlust der Primärerfahrung“ betroffen sind.

Die „**Bilderwelten der Medien**“ ersetzen immer mehr die „ehemaligen Weltbilder“ (Ferchhoff 1999: 230), die mit den traditionellen Kommunikationsmitteln Schrift und Sprache tradiert wurden und daher überwiegend durch eigene Interpretation und Vorstellungskraft mitgestaltet wurden. Die elektronischen Medienbilder der jungen Generation sind dagegen unmittelbar kontextabhängige, assoziative Bildfolgen mit einer hohen Dichte „überproportional schnell wechselnder Sinnzusammenhänge“, die nicht mehr reflektiert und integrativ verarbeitet werden können. Auch werden durch die Medien kaum mehr tiefergehende Einsichten und übergreifende Zusammenhänge vermittelt, sondern nur vergleichsweise „kleine Ausschnitte der komplexen und komplizierten Wirklichkeit“. Dies gilt für Nachrichten-, Reportagen- und Magazinsendungen ebenso wie für Idole der Heranwachsenden, die über Unterhaltung und Werbung transportiert werden.

Dass offenbar viele Jugendliche ebenso wie zunehmend viele Erwachsene kaum mehr bereit oder in der Lage sind, zusammenhängenden Ereignisabläufen oder gar anspruchsvollen Argumentationsverläufen zu folgen, zeigt sich im weitverbreiteten Hang zum Themen- und Bildwechsel während des Fernsehens: Wenn eine Sendung zu anstrengend oder langweilig wird, schaltet der Konsument einfach auf einen anderen Kanal um. „Hopping“ nennen das die Amerikaner, „Zappen“ ist der in Deutschland übliche Begriff für diesen Gebrauch der Fernbedienung. Jugendliche unterscheiden sogar noch zwischen weiteren Verhaltenstypen, die die „Hopping-Manie“ hervorgebracht hat (siehe Kasten).

### **Kleine TV-Typologie**

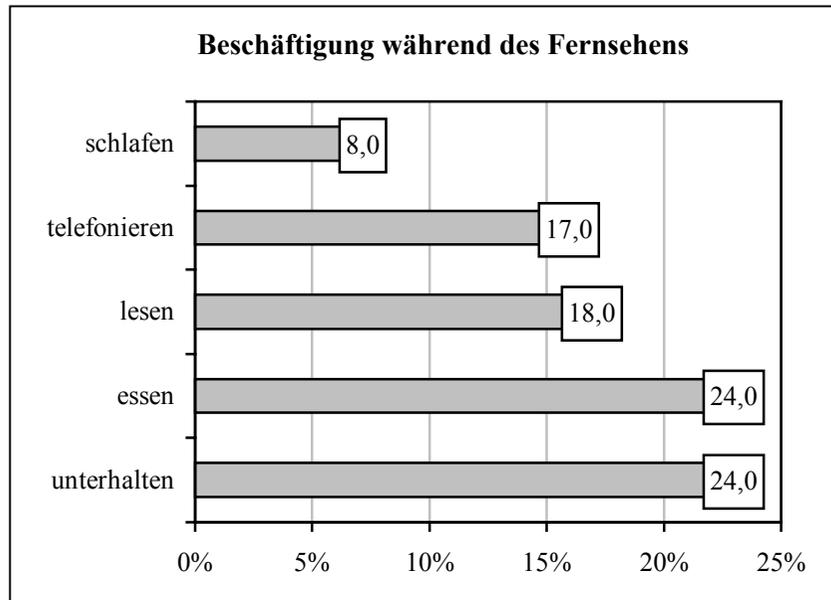
- *Flipper*  
schalten ihr TV-Gerät ein, ohne sich vorher informiert oder für ein bestimmtes Programm entschieden zu haben.
- *Switcher*  
wechseln mit der Fernbedienung zwischen den Kanälen hin und her, ohne eine Sendung von Anfang bis Ende zu verfolgen.
- *Hopper*  
sehen gleichzeitig zwei bis drei (oder noch mehr) Programme und hüpfen beispielsweise von einer Nachrichtensendung über eine Spielfilmshow auf einen Spielfilm und zurück.
- *Zapper*  
„schießen“ unliebsame Fernsehsendungen (insbesondere Werbespots) ab und schalten kurzfristig auf ein anderes Programm um.
- *Zipper*  
nehmen über Video interessante Sendungen (z. B. Sportreportagen, Spielfilme) unter Vermeidung von Werbeprogrammen auf.

nach Opaschewski 1999: 33

Nach einer Untersuchung von Opaschewski (1999) machten im vergangenen Jahr 90 Prozent der 14–17-jährigen Jugendlichen während eines Fernsehabends regelmäßig von der Fernbedienung Gebrauch. Sie zählen damit zu den „absoluten Hopping-Freaks“. Wenn auch ein Großteil der Hopping-Manie zweifellos dem sehr schlechten Niveau vieler Sendungen zugeschrieben werden muss, sind die aktuellen Fernsehgewohnheiten dennoch Ausdruck eines eher oberflächlichen Fernsehkonsums und Informationsverhaltens. Hierfür spricht nicht zuletzt, dass die weit überwiegende Mehrzahl einer Stichprobe von Befragten, die am Vortag ferngesehen hatte, während des Fernsehens einer weiteren Beschäftigung nachgegangen war (Abb. 59). Offensichtlich hat sich das Fernsehen „immer mehr zum familiären Beipro-

gramm in einer Mischung aus Geräusch-Kulisse und Bügel-Background“ entwickelt (Opaschewski 1999: 30).

Abb. 59: Beschäftigungen während des Fernsehens



Quelle: nach Opaschewski 1999

Für das Informationsverhalten der Jugend ist vermutlich ebenso kennzeichnend, dass in der zuvor angesprochenen Untersuchung eine Mehrzahl der 14–29-jährigen jungen Leute (56%) angab, im Vormonat (Januar 1999) keine einzige Nachrichtensendung gesehen zu haben. Opaschewski sieht hierin eine besondere Herausforderung für die verantwortlichen Nachrichtenredakteure und Fernsehanstalten, aber auch für die politische Bildungsarbeit aller gesellschaftlichen Institutionen.

Unter dem Gesichtspunkt der Aufrechterhaltung von Kultur und Bildung ist es sicher auch ein Besorgnisaspekt, dass die *Online-Kommu-*

**nikation** (E-Mails, SMS, Internet-Botschaften u. a.) der „Net-Kids“ stark auf Kürzeln aufbaut und hinsichtlich ihrer Sprachgewandtheit und Ausdruckskraft geradezu verarmt erscheint: „Die Kommunikation ist hölzern und spartanisch, umgangssprachlich und jargonhaft, Rechtschreibung und Zeichensetzung werden vernachlässigt, Fehler werden nicht korrigiert und Grußformeln entfallen teilweise ganz. Das ganze gleicht nicht gerade einer Bereicherung der zwischenmenschlichen Kommunikation.“ (Opaschewski 1999: 48) Hierzu bleibt natürlich anzumerken, dass seit Erfindung des Morseapparates Funknachrichten auf der ganzen Welt in diesem Stakkato-Stil übermittelt werden, weil Geschwindigkeit und Ökonomie eine absolut vorrangige Bedeutung haben.

Geschwindigkeit und Ökonomie sind heute mehr denn je Ausdruck des modernen Lebensstils und damit auch der jungen Generation: „Die Generation @ will möglichst alles – und auf nichts verzichten.“ (Opaschewski 1999: 23) Mit Gitte Henning lässt sich sogar noch ein „und zwar sofort!“ anfügen. Doch steht nicht nur der Konsum im Vordergrund des Begehrens. Es geht auch um eine Bereicherung und aktive Mitgestaltung des eigenen Lebensraums: „Die Generation @ macht den Bildschirm zum interaktiven Medium und die Welt zum globalen Dorf. Sie will nicht länger ‚nur‘ in der passiven Rolle des Zuschauers verharren, sondern auch Akteur in der digitalen Welt werden.“ (Opaschewski 1999: 23)

Die jugendlichen Akteure der sich entwickelnden Informationsgesellschaft weisen schon heute Merkmale einer **neuen Lebenskultur** auf, die weitaus weniger durch Konventionen und institutionelle Zwänge eingeengt ist als diejenige der Elterngeneration, aber auch als diejenige ihrer Altersgenossen, die nicht an dieser Entwicklung teilhaben. Die Merkmale der neuen Lebenskultur (nach Tapscott 1998) und ihrer Akteure stimmen dabei in auffälliger Weise mit den Eigen-

schaften überein, die als weltweit gültige Besonderheiten des Internet gelten (siehe nachf. Kasten) und die Inglehart (1977) bereits vor einer Reihe von Jahren dem Typus des „postmaterialistischen“ Individuums zugeschrieben hat.

### **Merkmale der digitalen Welt und ihrer Akteure**

- *Unabhängigkeit*  
Als Informationssuchende spielen sie eine weitgehend aktive Rolle und legen auf ihre kreative Autonomie besonderen Wert.
- *Offenheit*  
Wer online geht, exponiert sich, gibt persönliche Gedanken preis und verhält sich emotional besonders offen.
- *Toleranz*  
Die globale Kommunikation ist vorurteilsfrei.
- *Meinungsfreiheit*  
Sie legen großen Wert auf den unzensurierten Zugang zur neuen Internetkultur und sehen dies geradezu als Grundrecht an.
- *Unmittelbarkeit*  
Die Generation @ lebt in einer live-Welt.

Tapscott 1998: 103f.

Die multimediale Zukunft scheint nach gängiger Expertenmeinung so auszusehen, dass Fernsehen, Computer, Videorecorder und Telefon zu einem Medium zusammenwachsen, bei dem der Nutzer mit interaktiven Eingriffs- und Gestaltungsmöglichkeiten den Ablauf des Kommunikationsprozesses mitbestimmen kann. Die Folgen dieser Entwicklung für den sozialen Umgang miteinander sind noch nicht absehbar: „Die interaktiven Medien werden grenzüberschreitend die Atomisierung traditioneller Kommunikation beschleunigen. Und der digitale Schein wird auch das Prinzip der Kommunikation verändern

sowie eine neue, ortsungebundene Form, eine virtuelle Realität, eine Unwirklichkeit von Gemeinschaft entstehen lassen, von der auch niemand so recht weiß, was das ist.“ (Ferchhoff 1999: 230) Auch ist fraglich, ob die künftigen interaktiven Medien tatsächlich zu einem bewussteren und eher selbstbestimmten Nutzerverhalten führen werden und wie viele der jugendlichen Medienkonsumenten an dieser Entwicklung teilhaben können.

Was das tatsächliche Bild der vielbeschworenen, zukünftigen Informationsgesellschaft betrifft, so sind wir auch zu Beginn des neuen Jahrtausends noch nicht über die Feststellung des Amerikaners Negroponte hinausgekommen, dessen Gedanken über zukünftige Kommunikationsformen in seinem Buch „Total Digital“ mit den Worten enden: „Diese Träume werden sich vielleicht erfüllen, vielleicht aber auch nicht.“ (Negroponte 1995: 280)

#### 6.4 Rational Overchoice

Mit „Rational Overchoice“ bezeichnet Schrader (1999: 14) „die rasante Zunahme der verfügbaren Informationen und als Folge die Zunahme an Informationsquellen und Auswahlmöglichkeiten, die der einzelne nicht mehr überblickt und mit denen er sich bewusst nicht mehr auseinandersetzen will“. Dieser neue Begriff stimmt inhaltlich weitgehend mit dem Sachverhalt überein, der im Deutschen bereits seit langem als „Informationsüberflutung“ bezeichnet wird. Abweichend hiervon schließt Schraders Definition von Rational Overchoice aber eine offenbar bereits weitverbreitete Reaktion der betroffenen Menschen auf die Reizüberflutung ein, nämlich ein bewusstes „nicht mehr hinhören“ bzw. „nicht mehr hinsehen wollen“. Beim deutschen Wort „Informationsüberflutung“ schwingt dagegen immer noch mit, dass es einen Nutzer bzw. Bedarfsträger gibt, der Informationen be-

nötigt, nur eben nicht so viele auf einmal. Der „Überdrussaspekt“ ist neu und rechtfertigt vielleicht auch die eigene Begriffsprägung.

Der „Megatrend“ Rational Overchoice ist nach Schrader eine Auswirkung der weltweiten Wissensexplosion durch einen exponentiell anwachsenden Output der Bildungs- und Forschungsinstitutionen, die ihre Ergebnisse mit Hilfe der neuen Technologien umfassend speichern und auch universell verbreiten können. Nach Schätzung des Bundesforschungsministeriums wurde allein in den letzten 10 Jahren soviel Wissen gespeichert wie in den 2.500 Jahren zuvor. Vorausschauend wird erwartet, dass sich das Weltwissen etwa alle 5–7 Jahre verdoppelt. Die wachsende Menge an verfügbarem Wissen korrespondiert mit der ebenso exponentiellen Leistungssteigerung der Speicher- und Datenübertragungsmedien. Zudem führt die fortschreitende Virtualisierung zu einer weltweiten Verfügbarkeit der einmal erzeugten Information und zu drastisch sinkenden Informationsbeschaffungskosten. Im Ergebnis steigt auch die Kommunikationsdichte weiter an.

Kommunikationsdichte und Informationsflut stellen den Einzelnen sowie die Organisationen und Unternehmen vor erhebliche Anforderungen. „In Unternehmen wird schon heute 60% der Zeit darauf verwandt, Dokumente zu lesen und Informationen zu verarbeiten. Bei einer Erhebung der Unternehmensberatung Pitney Bowes gaben über die Hälfte der Befragten an, dass sie im Schnitt mindestens sechs mal pro Stunde durch Anrufe und E-Mails in ihrer Arbeit unterbrochen werden und daher konzentriertes Nachdenken auf die Zeit nach Arbeitsende schieben.“ (Schrader 1999: 15)

Angesichts des Wandels in der Arbeitswelt, der im vorangegangenen Abschnitt beschrieben wurde und der den Weg in eine „Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft“ bereitet, sind immer mehr Men-

schen, und durchaus nicht nur in ihrem beruflichen Umfeld, auf die Verarbeitung großer Informationsmengen angewiesen, d. h. mit dem Problem des Rational Overchoice konfrontiert. Auswirkungen sind in zunehmendem Umfang bereits erkennbar. Schrader (1999: 14) umreißt sie wie folgt:

- Orientierungslosigkeit und Überforderung durch Informationsüberflutung (Informationsstress: „Komplexität macht Komplexe“);
- Produktivitätsverluste in Unternehmen durch Daten-Müll;
- zunehmende Wirkungslosigkeit von Werbe- und Infobotschaften;
- steigende Nachfrage im Berufs- und Privatleben nach Informationsökologie (Begrenzung der Information via Knowledge-Management);
- Bedürfnis nach Selektion und Authentizität (Wo steht die gewünschte Information? Welche Quelle ist glaubwürdig?).

In der „*Ageing Society*“, d. h. der zunehmenden Überalterung der Gesellschaft, sieht Schrader eine wesentliche Antriebskraft für den Rational Overchoice, da ältere Menschen mit der Bewältigung der täglichen Informationsflut größere Probleme haben als jüngere. In seiner kurzen Darlegung bleibt dies aber eine bloße Annahme. Man könnte ebenso vermuten, dass ältere Leute gelernt haben, gelassener und effektiver mit der Informationsfülle umzugehen. Manches spricht jedenfalls dafür, dass gerade auch Jugendliche in hohem Maße vom Rational Overchoice betroffen sind. Zumindest gibt es gewichtige Hinweise darauf, dass besonders viele Jugendliche Symptome gesellschaftlicher Orientierungslosigkeit zeigen, auf institutionelle Werbe- und Informationsbotschaften kaum mehr reagieren und an Informati-

onsträger oder auch Vertrauenspersonen große Ansprüche an Authentizität und Glaubwürdigkeit stellen.

## 6.5 Globalisierung

„Glokalisierung“, der fünfte Megatrend, „bezeichnet das Nebeneinander von Globalisierung (weltweite Integration der Märkte) und Lokalisierung (Rückbesinnung der Menschen auf lokale und regionale Zusammenhänge)“. Schrader (2000: 16) beschreibt mit diesem Kunstwort das vielfach zu beobachtende Phänomen, dass globale und lokale Wirkungskräfte nicht nur parallel zueinander zu beobachten sind, sondern sich offensichtlich auch gegenseitig bedingen. So verweist er u. a. darauf, dass globale Konzerne großen Wert auf „lokale Identitäten“, d. h. regionale Markenbildung legen, die zur jeweils vorherrschenden Kultur von Politik und Verbrauchern passen. Entsprechend dem Erfahrungsgrundsatz „Lokalität schafft Vertrauen“ ist regionale Herkunft bereits ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal und damit auch ein Wettbewerbsvorteil im E-Commerce geworden. Gerade international operierende Konzerne der forschungsintensiven High-Tech-Industrien siedeln verstärkt in regionalen Zentren („Technologieparks“), wo sie von der räumlichen Nähe zu anderen Innovationsunternehmen und Forschungseinrichtungen profitieren können (z. B. Silicon Valley, Route 128, Research Triangle, München-Martinsried, München-Garching). Gleiches geschieht, zum Teil schon seit langem, in der Welt der Kunst, der Musik, des Films und der Mode. Im Bereich von Staat und Politik ist zu beobachten, dass die Nationen einerseits Kompetenzen „nach oben“ abgeben (EU, OSZE, UN usw.), andererseits aber die Regionalentwicklung zum Handlungsprinzip erhoben haben (regionale Wirtschaftsförderung, „Europa der Regionen“, Agenda 21 von Rio). Mit dieser Entwicklung einher geht das wachsende Gewicht internationaler, nicht-staatlicher Interessengruppen

(NGO's) mit lokaler Organisationsstruktur (z. B. Greenpeace, Amnesty International, Rotes Kreuz) und eine zunehmende Bedeutung von Formen direkter politischer Beteiligung auf regionaler und kommunaler Ebene (Bürgerinitiativen, Volksbegehren).

Aus dem Wirkungsgefüge, das Schrader (1999: 16) als zentrale Antriebskraft für Globalisation ansieht, wird deren weitreichende gesellschaftliche Bedeutung deutlich: „Globalität erzeugt Lokalität: Die Integration von Märkten und die Internationalisierung von Politik und Wirtschaft vergrößert Berührungspunkte und Reibungsflächen unterschiedlicher Religionen, Weltanschauungen und Lebensweisen und erzeugt Abgrenzungstendenzen, Fremdenfeindlichkeit und Sehnsucht nach Lokalität.“

Anzumerken bleibt, dass dieser „Megatrend“ die Bundeswehr bislang offenbar noch nicht erfasst hat. Zwar operiert sie mittlerweile auch international, doch ist angesichts der vielen Standortverlagerungen und Standortschließungen nicht zu erkennen, dass zugleich auch regionale Verwurzelungen der Truppenverbände gestärkt würden.

Eine der unbeabsichtigten Folgen des modernen Kapitalismus ist die Stärkung des Ortes, die Sehnsucht der Menschen nach einer Verwurzelung in einer Gemeinde.

Richard Sennett 1998

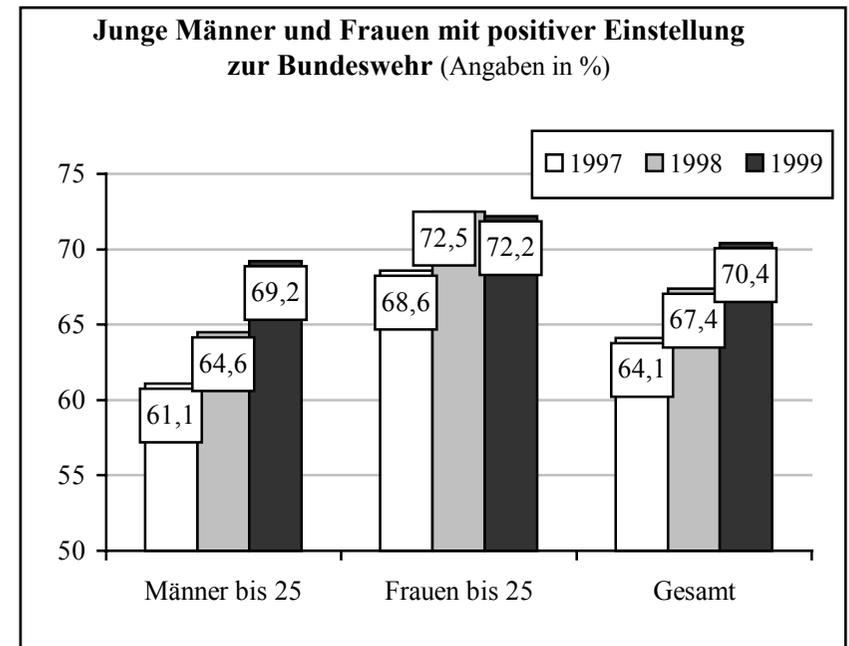
## 7 Einstellungen und Haltungen zur Bundeswehr

Einstellungen der Jugend zur Bundeswehr sind ein relevanter Gradmesser ihrer gesellschaftlichen Akzeptanz, mit Einschränkungen auch der sie *betreffenden* Identifikations- und Unterstützungsbereitschaft. Sie haben vorwiegend eine politische Bedeutung, erlauben als solche aber noch keine verlässlichen Rückschlüsse auf die tatsächliche Wehrdienst- und Verpflichtungsbereitschaft der Jugendlichen im entscheidungsrelevanten Alter.

### 7.1 Grundlegende Einstellungen zur Bundeswehr

Die grundlegende, allgemeine Einstellung der Jugendlichen zur Bundeswehr ist überwiegend positiv. Junge Männer bekundeten bei der SOWI-Bevölkerungsumfrage im November 1999 zu mehr als zwei Dritteln (69,2%) eine positive oder eher positive Haltung gegenüber der Bundeswehr; junge Frauen sogar zu fast drei Vierteln (72,3%; Abb. 60). Dieser generelle Befund ist jedoch keine Überraschung, sondern stimmt mit den Trendfeststellungen demoskopischer Institute überein (*u. a. SINUS 1999 und 2000; EMNID 1999 und 2000*).

Abb. 60: Positive Einstellung junger Männer und Frauen zur Bundeswehr



Quelle: SOWI-Bevölkerungsumfragen

Die in vorstehender Grafik dargestellten Ergebnisse wurden – ebenso wie alle nachfolgenden dieses Kapitels – auf der Grundlage der im Rahmen der Bevölkerungsumfragen des SOWI erhobenen Daten ermittelt. Für das letzte Befragungsjahr 1999 belief sich dabei der für unsere Fragestellungen relevante Anteil von Jugendlichen an dieser Umfrage auf 199 junge Männer im Alter von 16 bis 25 Jahren und auf 126 junge Frauen der gleichen Altersgruppe. Im Wesentlichen werden die Antworttendenzen der Stichprobe dieses Jahres vorgestellt und interpretiert. Wir werden zur Darstellung von Entwicklungen bzw. Prüfung von Trends auch Vergleichsdaten aus den beiden Vorjahren heranziehen. Diese beziehen sich auf Teilstichproben derselben Altersgruppe (1998: 345 junge Männer und 189 junge Frauen; 1997: 185

junge Männer und 121 junge Frauen), denen jeweils identische Fragen gestellt worden waren, nicht zuletzt die hier behandelte zur generellen Einstellung gegenüber der Bundeswehr (siehe Kasten).

Wenn Sie nun einmal an die Bundeswehr als die deutschen Streitkräfte denken: Wie ist Ihre generelle Einstellung zur Bundeswehr ?

- |                        |                        |
|------------------------|------------------------|
| 1) <i>positiv</i>      | 3) <i>eher negativ</i> |
| 2) <i>eher positiv</i> | 4) <i>negativ</i>      |

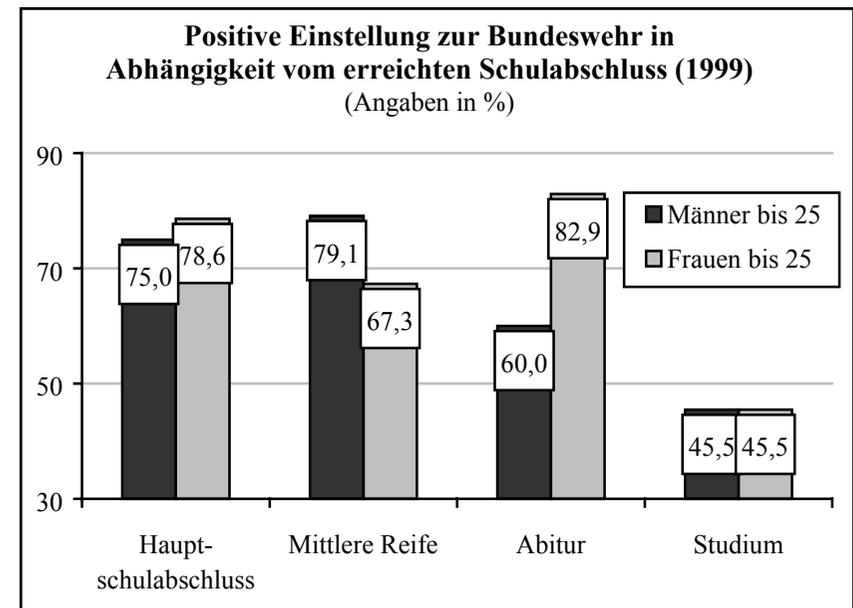
Ein Vergleich der Prozentanteile der positiven Einstellung zur Bundeswehr (Abb. 60) bei jungen Männern und Frauen aus den letzten drei Untersuchungsjahren zeigt ein interessantes Phänomen: Bei den Männern stieg die Zustimmung kontinuierlich von 61,1% im Jahr 1997 auf 64,6% in 1998 und schließlich auf 69,2% bei der Umfrage 1999 an. Die Haltung gegenüber der Bundeswehr hatte demnach trotz der nicht nur positiven Berichterstattung in den Medien (u. a. über Probleme bei Auslandseinsätzen, über Ausrüstungsmängel und erforderliche Umstrukturierungen) gerade bei der relevanten Teilgruppe der wehrdienstfähigen jungen Männer eine deutliche Bekräftigung erfahren.

Die positiven Einstellungen der Frauen lagen 1997 mit einer Quote von 68,6% bereits sehr hoch und hielten sich 1998 (72,5%) und 1999 (72,2%) sogar noch auf einem leicht höheren Niveau. Im Ergebnis haben sich die Einstellungen junger Männer und Frauen auf einem hohen Zustimmungsniveau angeglichen. Der 1999 noch verbliebene marginale Unterschied (69,2% zu 72,2%) ist statistisch nicht signifikant.

## 7.2 Differenzierung nach Schulabschluss

Während die jungen Männer mit Hauptschulabschluss und diejenigen mit Mittlerer Reife weit überwiegend eine positive Einstellung gegenüber der Bundeswehr haben, ist eine solche Einstellung unter Abiturienten schon deutlich weniger verbreitet, immerhin aber noch bei einer Mehrheit von 60%. Bei den jungen Männern mit Studium liegt sie dagegen nur noch bei 45,5%. Obwohl die Teilgruppen mit höherer Schulbildung deutlich kleiner als diejenigen mit Hauptschule oder

Abb. 61: Positive Einstellung zur Bundeswehr in Abhängigkeit vom erreichten Bildungsabschluss



Quelle: SOWI-Bevölkerungsumfrage 1999

Mittlerer Reife sind, sind die aufgezeigten Unterschiede in den Einstellungen der vier Schulbildungsgruppen zur Bundeswehr auch statistisch bedeutsam (2%-Signifikanzniveau). Inhaltlich müssen sie als eine erkennbar stärkere Distanz der jungen Männer mit höherem Schulabschluss zur Bundeswehr interpretiert werden.

Bei den Frauen zeigt sich eine weniger stark ausgeprägte Beziehung zwischen erreichtem Schulabschluss und der Einstellung zur Bundeswehr. Lediglich die jungen Frauen mit Studium nehmen, in exakt gleicher Ausprägung wie die Männer, der Bundeswehr gegenüber eine mehrheitlich eher negative Haltung ein. Die weitaus größeren Teilgruppen mit Hauptschulabschluss, Mittlerer Reife oder Abitur zeigen dagegen keine bedeutsamen Unterschiede, sondern eine jeweils vergleichbare Zustimmungsquote auf sehr hohem Niveau.

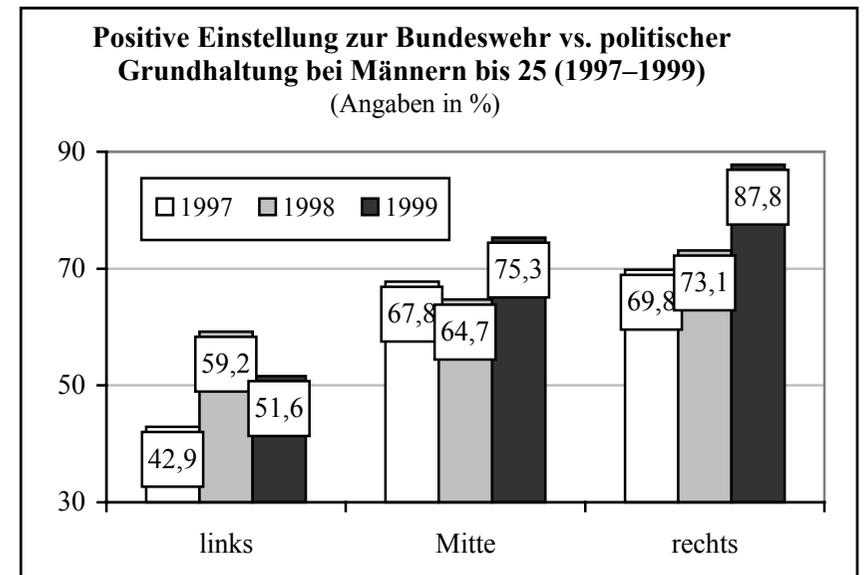
### 7.3 Differenzierung nach politischer Grundeinstellung

Die Art der Einstellung zur Bundeswehr zeigt einen deutlichen und systematischen Zusammenhang mit der politischen Grundeinstellung, und zwar sowohl bei den jungen Männern wie bei den jungen Frauen. Wie im vorangegangenen Kapitel beschrieben, haben wir die politische Grundhaltung mit Hilfe einer 7er-Skala erfasst, auf der sich 1999 insgesamt 46,9% der jungen Männer und 58,7% der jungen Frauen in der Mittelposition einstuften. Politisch *links von der Mitte* sahen sich 33% der männlichen und 27% der weiblichen Jugendlichen. 14,3% der Letzteren und 21,1% der jungen Männer stuften sich in einer Position *rechts von der Mitte* ein.

51,6% der jungen Männer, die (im November 1999) eine politische Grundhaltung links der Mitte bekundeten, haben eine positive Einstellung zur Bundeswehr. Von den in der Mitte Positionierten teilen

75,3% diese Einstellung. 87,8% der jungen Männern, die sich rechts sehen, beurteilen die Bundeswehr positiv (Abb. 62). Bei den jungen Frauen zeigt sich ein völlig paralleler Verlauf auf geringfügig höherem Niveau.

Abb. 62: Positive Einstellung zur Bundeswehr in Abhängigkeit von politischer Grundhaltung

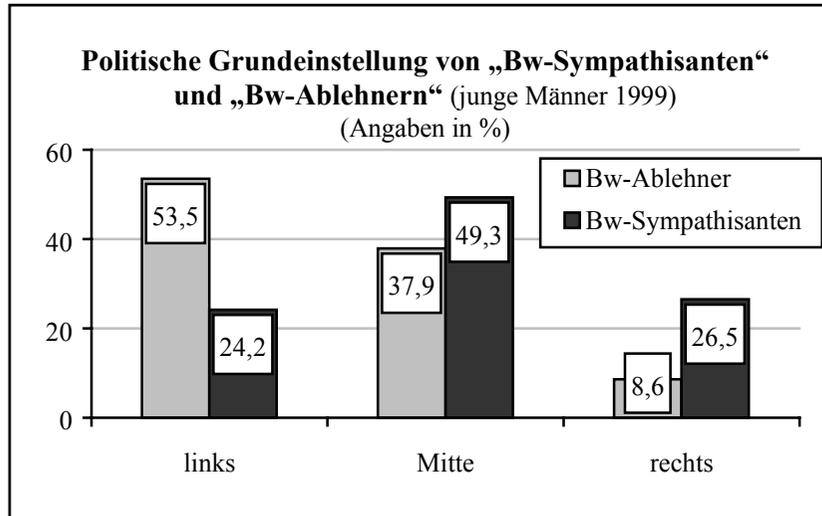


Quelle: SOWI-Bevölkerungsumfragen

Von denjenigen jungen Männern, die eine positive Einstellung zur Bundeswehr bekundet haben („Bw-Sympathisanten“), stufen sich 49,3% politisch in eine Mittelposition ein, 24,2% sehen sich links und 26,5% rechts von der Mitte (Abb. 63). Eine sehr ähnliche Verteilung findet sich auch bei den jungen Frauen. Von denen, die eine *positive* Einstellung zur Bundeswehr äußerten, sehen sich 62,6% politisch in der Mitte, 19,8% geben an, links von der Mitte und 17,6% rechts von der Mitte zu stehen. Der Hauptteil der Bundeswehrsypathisanten kommt also aus der politischen Mitte. Links von der Mitte finden sich

ungefähr gleich viel Sympathisanten wie rechts von der Mitte. Eine sehr ähnliche Verteilung findet sich auch bei den jungen Frauen.

Abb. 63: Politische Grundeinstellung von „Bw-Sympathisanten“ und „Bw-Ablehnern“



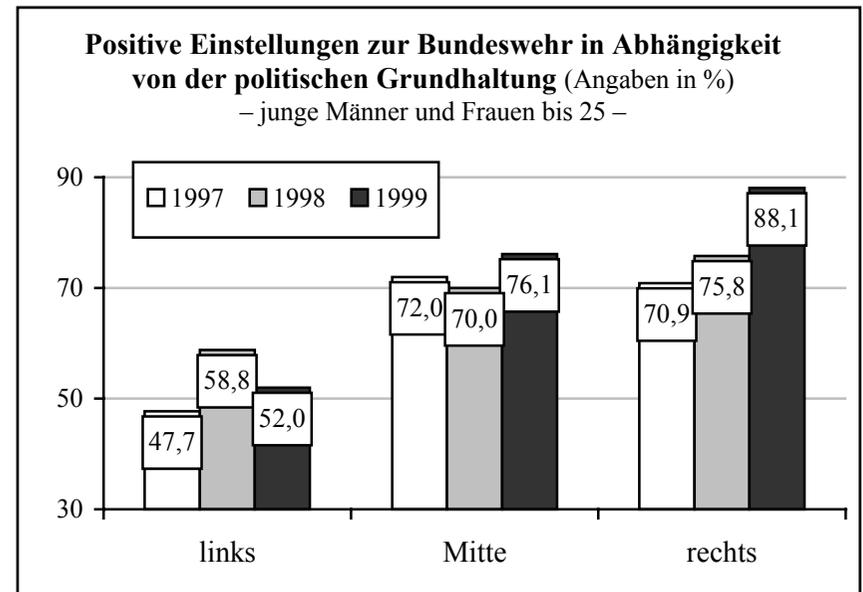
Quelle: SOWI-Bevölkerungsumfrage 1999

Der nahezu symmetrischen Verteilung der Bundeswehrsympathisanten steht eine deutlich linksschiefe Verteilung derjenigen jungen Männer und Frauen gegenüber, die eine *negative* Einstellung zur Bundeswehr vertreten haben. Von den jungen Männern mit einer solchen Einstellung („Bw-Ablehner“) stufen sich 53,5% links von der Mitte ein und 37,9% in der Mitte selbst. Lediglich 8,6% der jungen Männer, die eine negative Einstellung zur Bundeswehr bekundet haben, sehen sich rechts von der Mitte (Abb. 63). Ebenso vertreten nur 5,7% der jungen Frauen mit einer negativen Einstellung zur Bundeswehr eine rechte politische Grundhaltung, dagegen aber 45,7% eine linke. 48,6% sehen sich in der politischen Mitte. Die Bundeswehr wird demnach in deutlich stärkerem Maße als sie von „rechts“ eingestellten Jugend-

lichen beiderlei Geschlechts befürwortet wird, von „links“ eingestellten Jugendlichen abgelehnt.

Betrachtet man die Einstellungen zur Bundeswehr in Abhängigkeit von der politischen Grundposition im Entwicklungstrend der letzten drei Jahre, so zeigt sich nur in der jeweiligen Teilgruppe der politisch „rechts“ Stehenden ein kontinuierlicher Anstieg der Zustimmungquote von 70,9% im Jahr 1997 über 75,8% in 1998 auf 88,1% im Jahre 1999 (Abb. 64).

Abb. 64: Positive Einstellung zur Bundeswehr in Abhängigkeit von politischer Grundhaltung im Trend



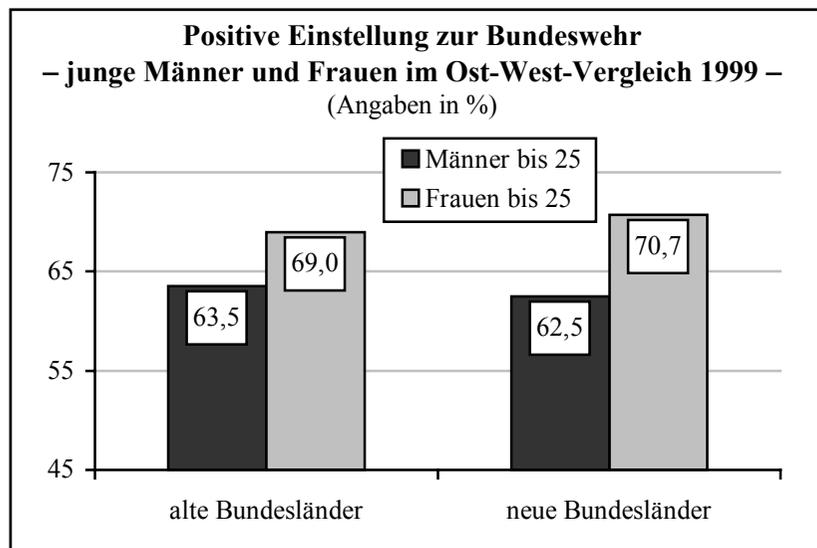
Quelle: SOWI-Bevölkerungsumfragen

Vermutlich wird die Art der Erfüllung der neuen Aufgaben durch die Bundeswehr von dieser Teilgruppe besonders positiv bewertet. Eine andere Vermutung, derzufolge mit dem Regierungswechsel und der neuen politischen Führung der Bundeswehr nunmehr auch mehr Jugendliche aus dem linken Spektrum sich mit der Bundeswehr „anfreunden“ können, findet in den Daten keine hinreichende Entsprechung.

#### 7.4 Einstellungen in den alten und den neuen Bundesländern

Junge Männer stehen heute ebenso wie junge Frauen im Osten unseres Landes (NBL) der Bundeswehr genauso positiv gegenüber wie im Westen (ABL). Gewichtige Unterschiede gibt es nur noch zwischen den Geschlechtern, jedoch nicht mehr zwischen den Regionen.

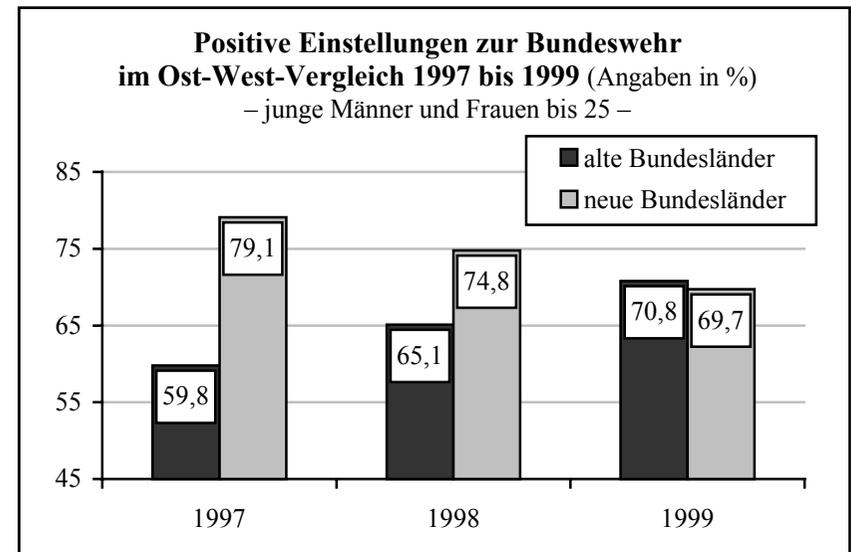
Abb. 65: Positive Einstellung zur Bundeswehr im Vergleich von alten mit neuen Bundesländern



Quelle: SOWI-Bevölkerungsumfrage 1999

Dies war nicht immer so. Noch vor drei Jahren (1997) bekundeten im Vergleich der Regionen rund 20% mehr junge Männer und Frauen aus den neuen Bundesländern (79,1%) eine positive Einstellung zur Bundeswehr als aus den alten (59,8%). 1998 waren es noch rund 10% mehr. Im Jahr 1999 haben sich die Einstellungen zur Bundeswehr nunmehr vollends auf dem „durchschnittlichen“, sehr hohen Zustimmungsniveau angeglichen (70%). (Abb. 66) Ob es dabei bleibt, ist allerdings fraglich. Wenn der Trend der letzten Jahre sich fortsetzt, muss mit einem weiteren Absinken der Zustimmungquote im Osten gerechnet werden, dem allerdings ein ebensolcher Anstieg im Westen gegenüberstünde.

Abb. 66: Positive Einstellungen zur Bundeswehr im Ost-West-Vergleich im Trend



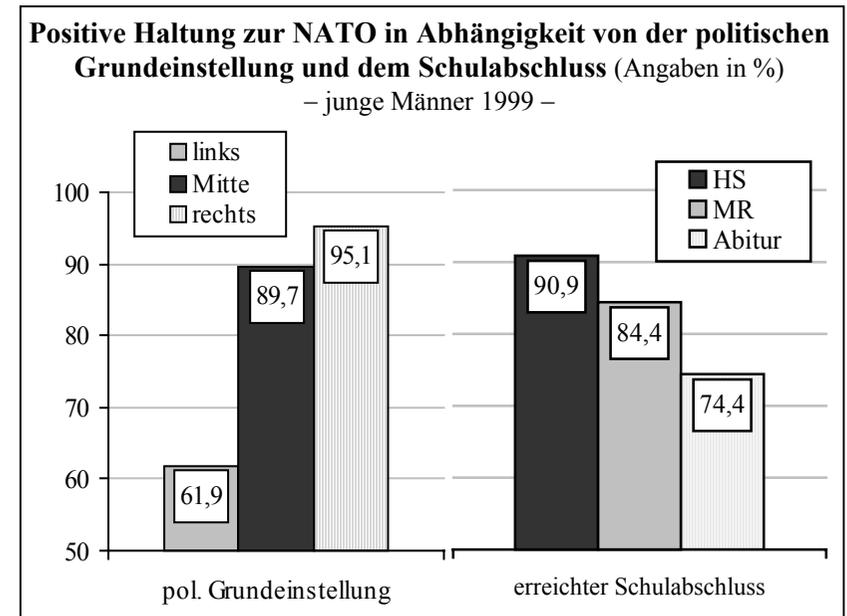
Quelle: SOWI-Bevölkerungsumfrage 1999

## 7.5 Haltungen zur NATO

Durchaus ähnlich wie die Einstellungen der jungen Leute zur Bundeswehr sind auch diejenigen zur NATO, allerdings nochmals auf einem um 10 Prozentpunkte höheren Zustimmungsniveau. Insgesamt 81,5% der jungen Männer und 80,8% der jungen Frauen wählten in unserer Umfrage eine der drei positiven Antwortalternativen auf die Frage *„Wie würden Sie Ihre grundsätzliche Haltung zur NATO beschreiben? Ist Ihre grundsätzliche Haltung zur NATO sehr positiv, positiv, eher positiv, eher negativ, negativ oder sehr negativ?“*.

Wie aufgrund der vorangegangenen Betrachtungen über die Einstellungen zur Bundeswehr zu vermuten, zeigen die Teilgruppen derjenigen, die sich auf dem politischen Spektrum „links“ einordnen oder eine höhere Schulbildung haben, ein nicht ganz so hohes Ausmaß positiver Einstellungen. (Abb. 67) Bei den jungen Frauen sind die Merkmalszusammenhänge allerdings nicht so deutlich ausgeprägt wie bei den jungen Männern.

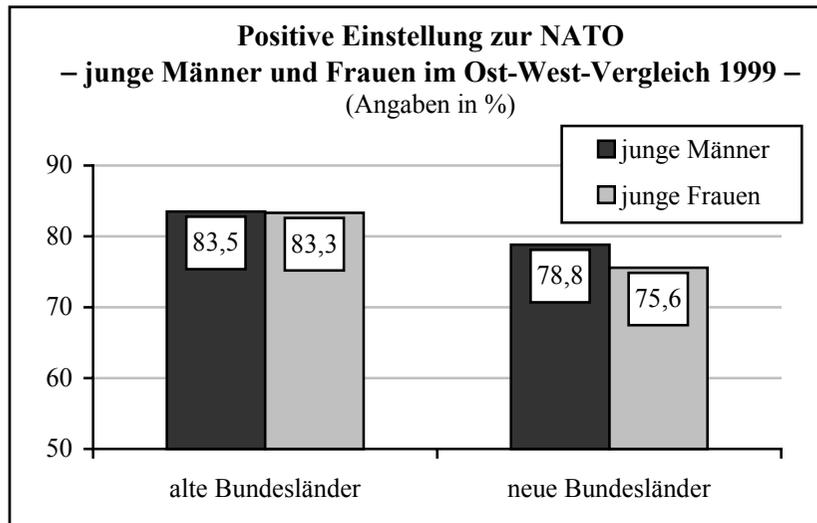
Abb. 67: Positive Haltung zur NATO in Abhängigkeit von politischer Grundeinstellung/Schulbildung



Quelle: SOWI-Bevölkerungsumfrage 1999

Demgegenüber zeigt der Ost-West-Vergleich, dass zehn Jahre nach der Wiedervereinigung bei den jungen Leuten in Ost und West eine deutlich positive Einstellung zur NATO vorherrscht. Die verbliebenen Unterschiede können angesichts des noch bis zur Wende wirksamen „Kalten Krieges“ als marginal angesehen werden. Offensichtlich hat die junge Generation in den neuen Bundesländern aus der DDR-Vergangenheit stammende Vorbehalte gegenüber der NATO nicht übernommen (Abb. 68).

Abb. 68: Positive Einstellung zur NATO im Ost-West-Vergleich



Quelle: SOWI-Bevölkerungsumfrage 1999

## 7.6 Einstellungen zur Wehrpflicht

Die Wehrpflicht, die auch schon in den vergangenen Jahren stets von einer Mehrheit der jungen Männer und Frauen befürwortet wurde, hat gerade in jüngster Zeit nochmals einen Gewinn an Akzeptanz erfahren (Abb. 69). Angesichts des Umstands, dass die allgemeine Wehrpflicht in der öffentlichen Diskussion zunehmend infrage gestellt wird, war dieser Befund nicht zu erwarten. Aber gerade weil die Wehrpflicht „ins Gerede gekommen“ ist, kann er kaum zufällig oder sonst wie irrelevant sein. Vielmehr ist anzunehmen, dass er in hohem Maße auf einer eigenständigen und begründeten Meinungsbildung der jungen Leute beruht.

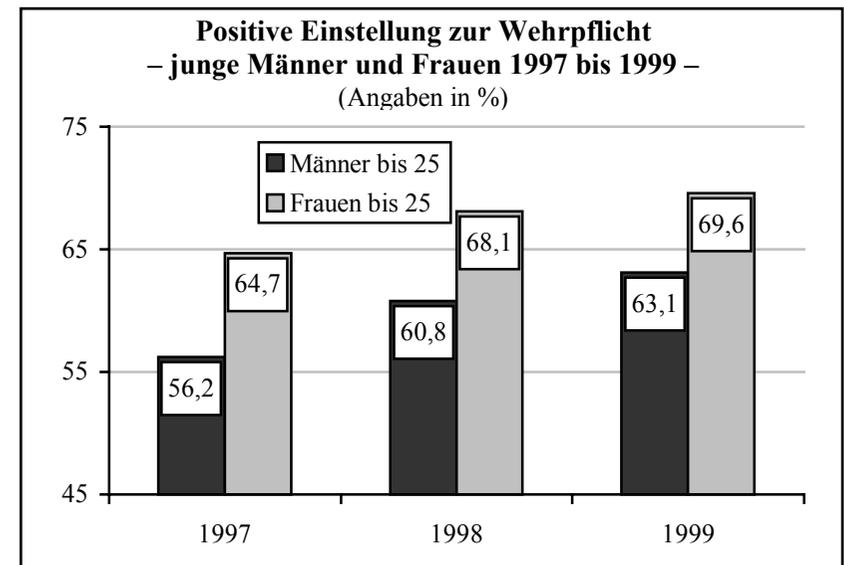
Die nachfolgende Grafik (Abb. 69) verdeutlicht, dass derzeit rund zwei von drei Jugendlichen zu den Befürwortern der Wehrpflicht zählen; zumindest haben sie auf eine entsprechende Frage (siehe Kas-176

ten) eine der drei positiven Antwortalternativen gegeben. Bemerkenswert ist zudem, dass die jungen Männer einen nur wenig geringeren Akzeptanzgrad bekundeten als die jungen Frauen, obwohl sie selbst ja der Wehrpflicht unterliegen und nach wie vor mit einer Einberufung rechnen müssen.

„Es gibt ja verschiedene mögliche Einstellungen gegenüber der Wehrpflicht. Wie ist das bei Ihnen, wie ist Ihre persönliche Einstellung zur Wehrpflicht?“

(1) sehr positiv	(4) eher negativ
(2) positiv	(5) negativ
(3) eher positiv	(6) sehr negativ

Abb. 69: Positive Einstellung junger Männer und Frauen zur Wehrpflicht im Trend

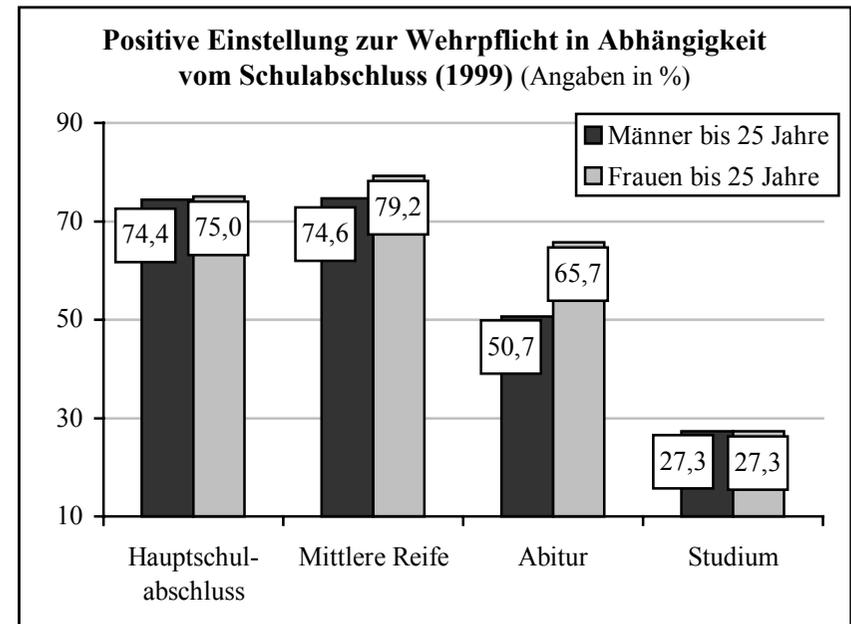


Quelle: SOWI-Bevölkerungsumfragen

Betrachtet man die jeweilige Einstellung zur Wehrpflicht bei unterschiedlichen Teilgruppen, so finden sich auch hier Differenzierungen, die denen der Haltung zu Bundeswehr und NATO entsprechen: Die Zustimmungquote sinkt mit steigender Schulbildung und der eigenen Verortung auf dem „linken“ politischen Spektrum.

Von den jungen Männern mit Hauptschulabschluss oder Mittlerer Reife haben rund drei Viertel (74,4% bzw. 74,6%) eine positive Einstellung zur Wehrpflicht, von den (männlichen) Abiturienten gerade noch jeder zweite (50,7%) und nur noch jeder vierte unter den Akademikern (27,3%) (Abb. 70). Dieser augenfällige Merkmalszusammenhang ist nicht nur statistisch hochbedeutsam. Er muss als weiterer Beleg für die zuvor bereits angesprochene Distanz angesehen werden, durch welche die Haltung des eher bessergebildeten Teils der Bevölkerung zur Bundeswehr gekennzeichnet ist. Mehr noch als bei der allgemeinen Einstellung zur Bundeswehr manifestiert sich diese Distanz in der Einstellung zur Wehrpflicht, von der ja gerade die von uns befragte Altersgruppe persönlich betroffen ist.

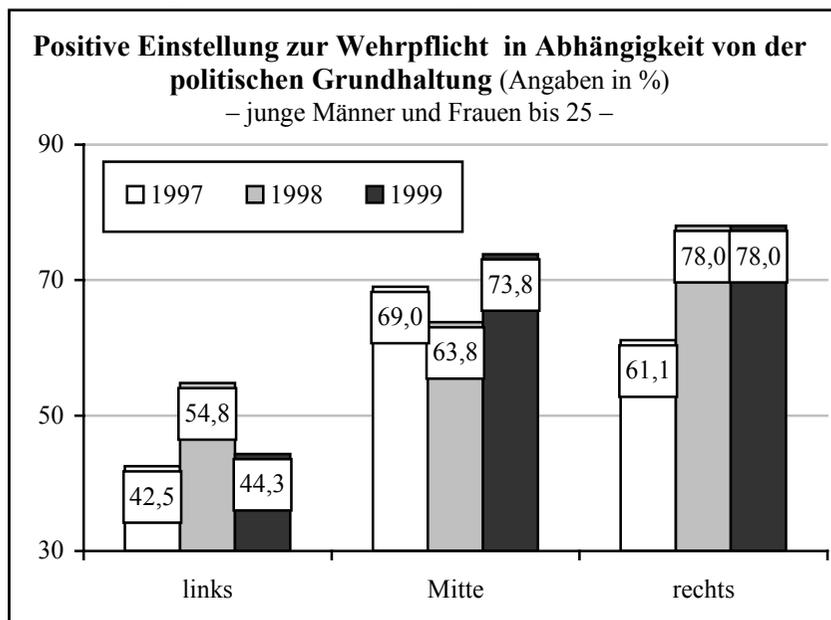
Abb. 70: Positive Einstellung zur Wehrpflicht in Abhängigkeit von der Schulbildung



Quelle: SOWI-Bevölkerungsumfrage 1999

Zwischen der politischen Grundhaltung der jungen Männer und Frauen und ihrer Einstellung zur Wehrpflicht besteht eine ebensolche, hochsignifikante Beziehung: je weiter „links“ sich ein junger Mann einstuft, desto negativer ist seine Einstellung zur Wehrpflicht, je weiter „rechts“ er sich sieht, desto positiver schätzt er auch die Wehrpflicht ein. Bei den jungen Frauen ist dies nicht anders (Abb. 71).

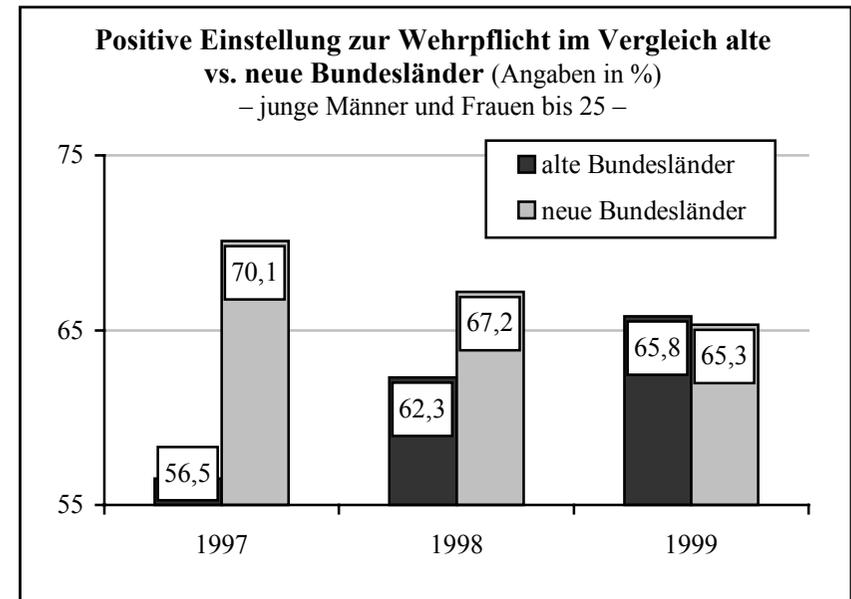
Abb. 71: Positive Einstellung zur Wehrpflicht in Abhängigkeit von der politischen Grundhaltung



Quelle: SOWI-Bevölkerungsumfragen

Die enge Verbindung zwischen der Haltung zur Wehrpflicht und der Einstellung zur Bundeswehr zeigt sich ebenfalls im Ost-West-Vergleich. Auch hier spiegelt sich im Trend der letzten drei Jahre die bereits angesprochene gegenläufige Entwicklung wider. Unter den jungen Männern und Frauen im Westen stieg der prozentuale Anteil mit positiver Einstellung gegenüber der Wehrpflicht stetig. Lag er 1997 noch bei 56,6%, so hatte er 1998 bereits die 60%-Marke erreicht (62,31%) und diese in 1999 sogar noch deutlicher überschritten (65,8%). Auf diesem hohen Niveau haben die Jugendlichen aus den alten Bundesländern diejenigen aus den neuen Bundesländern nunmehr sogar leicht überflügelt, die nur zwei Jahre zuvor noch ein merklich höheres Zustimmungsniveau (70,1%) gezeigt hatten (Abb. 72).

Abb. 72: Positive Einstellung zur Wehrpflicht im Ost-West-Vergleich



Quelle: SOWI-Bevölkerungsumfragen

Im Osten hatten 1997 noch signifikant mehr Männer eine positive Einstellung gegenüber der Wehrpflicht als im Westen, ihr Anteil lag bei 68%. Von diesem beachtlich hohen Ausgangsniveau sank der Anteil allerdings in den beiden Folgejahren stetig. So betrug er 1998 nur noch 66,3% und sank 1999 mit einem Anteil vom 62,5% erstmalig unter dem der Männer aus dem Westen. Die Entwicklung bei den jungen Frauen verlief entsprechend. Allerdings lag bei ihnen 1999 der Anteil der Befürworterinnen der Wehrpflicht noch bei 70,7% und übertraf damit die Vergleichsquote der jungen Frauen aus dem Westen um 1,7%.

## 7.7 Bereitschaft, Soldat bei der Bundeswehr zu werden

Neben den eher allgemeinen Fragen nach der Einstellung zur Bundeswehr und zur Wehrpflicht haben wir die jungen Männer und Frauen auch gefragt, ob sie sich vorstellen können, bei der Bundeswehr Soldat zu werden. Zwar ist es von einer mehr oder weniger vagen Vorstellung bis zu einer tatsächlichen Verpflichtungsentscheidung in allen Fällen ein weiter Weg, doch erschien uns eine solche Frage geeignet, das mögliche Rekrutierungspotenzial für die militärischen Laufbahnen bei der Bundeswehr näher einzugrenzen. In Abhängigkeit von den derzeitigen und ggf. zukünftigen Laufbahnregelungen haben wir dabei den jungen Männern und Frauen drei unterschiedliche Fragen gestellt (siehe Kasten).

### **Frage an die jungen Männer:**

*„Angenommen Sie würden die notwendigen schulischen und körperlichen Voraussetzungen mitbringen, könnten Sie sich vorstellen Soldat bei der Bundeswehr zu werden?“*

### **Fragen an die jungen Frauen:**

- a) *„Zurzeit können sich Frauen bei der Bundeswehr nur für eine Tätigkeit im Musikdienst oder im Sanitätsdienst bewerben. Angenommen Sie würden die schulischen und körperlichen Voraussetzungen mitbringen, könnten Sie sich vorstellen in diesen Bereichen Soldatin bei der Bundeswehr zu werden?“*
- b) *„Angenommen in der Bundeswehr stünden Frauen alle Tätigkeiten offen, also auch solche, die jetzt nur Männer ausüben dürfen, und Sie würden die schulischen und körperlichen Voraussetzungen mitbringen, könnten Sie sich vorstellen Soldatin bei der Bundeswehr zu werden?“*

Antwortalternativen jeweils:

- |                         |                        |
|-------------------------|------------------------|
| (1) ja, sicher          | (3) nein, eher nicht   |
| (2) ja, unter Umständen | (4) nein, sicher nicht |

Knapp ein Drittel der jungen Männer (32,1%) konnte sich 1999 „sicher“ vorstellen, Soldat bei Bundeswehr zu werden, ein weiteres Viertel (25%) noch „unter Umständen“. Die Mehrheit (57,1%) mochte demnach für sich selbst eine mögliche berufliche Perspektive als Soldat keineswegs ausschließen. Lediglich jeder Vierte der befragten Männer lehnte eine solche Vorstellung strikt ab, weitere 17,9% tendierten zu einem „eher nicht“ (Abb. 73).

Abb. 73: Rekrutierungspotenzial

<b>Bereitschaft, Soldat bei der Bundeswehr zu werden (Befragung 1999)</b>										
	ja, sicher		ja, unter Umständen		nein, eher nicht		nein, sicher nicht		Gesamt	
	N	%	N	%	N	%	N	%	N	%
Männer	59	32,1	46	25	33	17,9	46	25	184	100
Frauen (San)	23	20,7	16	14,4	31	27,9	41	36,9	111	100
Frauen (Voll)	21	18,8	16	14,3	36	32,1	39	34,8	112	100

Von den jungen Frauen kann sich nur jede Fünfte (20,7%) vorbehaltlos vorstellen, Soldatin im Sanitäts- oder Musikdienst der Bundeswehr (San) zu werden, jede Siebte (14,4%) wäre unter Umständen dazu bereit, insgesamt also 35,1%. Ein ähnlich großer Anteil (36,9%) kann sich dagegen „sicher nicht“ vorstellen, Soldatin bei der Bundeswehr zu werden, der verbleibende Teil (27,9%) „eher nicht“.

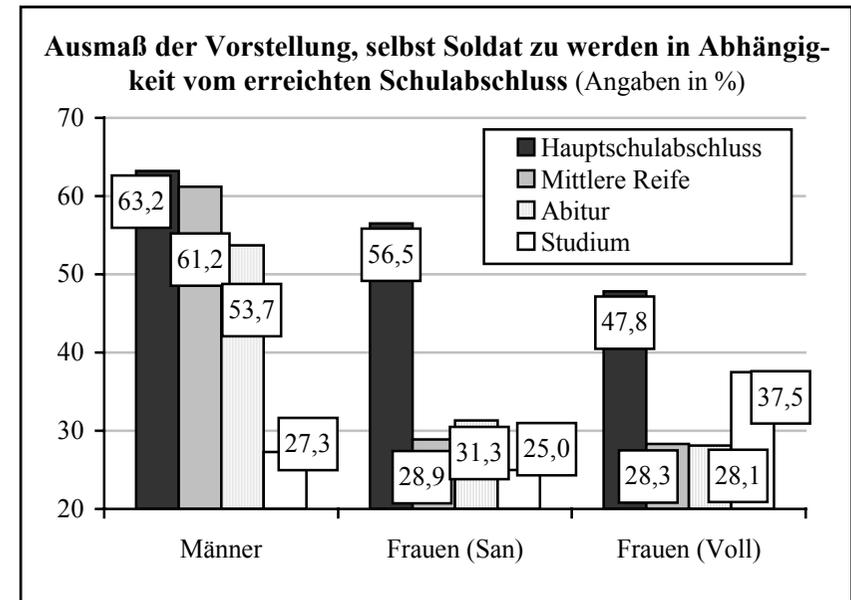
Was die vorgesehene Öffnung aller Verwendungsmöglichkeiten (Voll) in der Bundeswehr für Frauen betrifft, so erbrachte das Antwortverhalten der jungen Frauen ein gänzlich unerwartetes Ergebnis: Die Zahl derjenigen, die sich unter diesen Bedingungen einen Dienst als Soldatin vorstellen können, wird nicht etwa größer, wie man erwarten konnte, nein, sie nimmt vielmehr ab. Nur noch jede dritte der befragten Frauen (33,1%) kann sich vorstellen, bei Öffnung aller

Verwendungen „sicher“ (18,8%) oder „unter Umständen“ (14,3%) Soldatin bei der Bundeswehr zu werden. Die Übrigen glauben dies von sich selbst „sicher nicht“ (34,8) oder „eher nicht“ (32,1%). Die Vielzahl der Verwendungsmöglichkeiten scheint demnach die Attraktivität des Soldatenberufes für junge Frauen nicht zu erhöhen. Möglicherweise liegt dies daran, dass mit der Aufhebung von Abgrenzungen in den militärischen Verwendungen auch die Aufrechterhaltung einer weiblichen Geschlechtsidentität erschwert oder gar bedroht erscheint. Solange man als Frau beim Militär nur „geschlechtstypische“ Funktionen ausüben kann (u. a. als Ärztin, Sanitäterin, Musikerin) ist dies keine große Gefahr, auch nicht in der Außenwirkung. Wenn allerdings Frauen „ohne Berücksichtigung ihres Geschlechts“ in fast allen militärischen Verwendungen tätig sind, wird es für sie insgesamt schwerer sein, sich im Organisationsverbund eine weibliche Identität zu bewahren. Gerade junge Frauen, die hierauf besonderen Wert legen, können dies als Belastungsfaktor ansehen. Angesichts der geringen Größe unserer Stichprobe könnte der überraschende Befund aber auch zufallsbedingt sein. Schlussfolgerungen sollten daher erst von Nachprüfungen an einer größeren Stichprobe und weiteren Beobachtungen abhängig gemacht werden.

Wie schon die grundsätzlichen Haltungen zur Bundeswehr, Wehrpflicht und NATO, zeigt auch ein denkbare berufliches Interesse der jungen Männer und Frauen an einer Tätigkeit bei der Bundeswehr einen systematischen Zusammenhang mit der Schulbildung und der politischen Grundeinstellung der befragten Personengruppen. Die Bereitschaft, unter Umständen auch Soldat zu werden, ist unter Besergelbilden deutlich weniger verbreitet als unter jungen Männern und Frauen ohne weiterführende Schulbildung (Abb. 74). Bei den jungen Frauen unserer Stichprobe gründet sich dieser Merkmalszusammenhang allerdings nur auf eine weit überproportionale Bereitschaft der Hauptschülerinnen, ggf. auch Soldatinnen werden zu wol-

len. Diese Bereitschaft ist bei den übrigen Teilgruppen mit Mittlerer Reife, Abitur oder Studium nur in einem deutlich geringeren Maße, jedoch auf annähernd gleichem Niveau (etwa 30%) ausgeprägt (Abb. 74).

Abb. 74: Interesse an einer Tätigkeit bei der Bundeswehr in Abhängigkeit von der Schulbildung

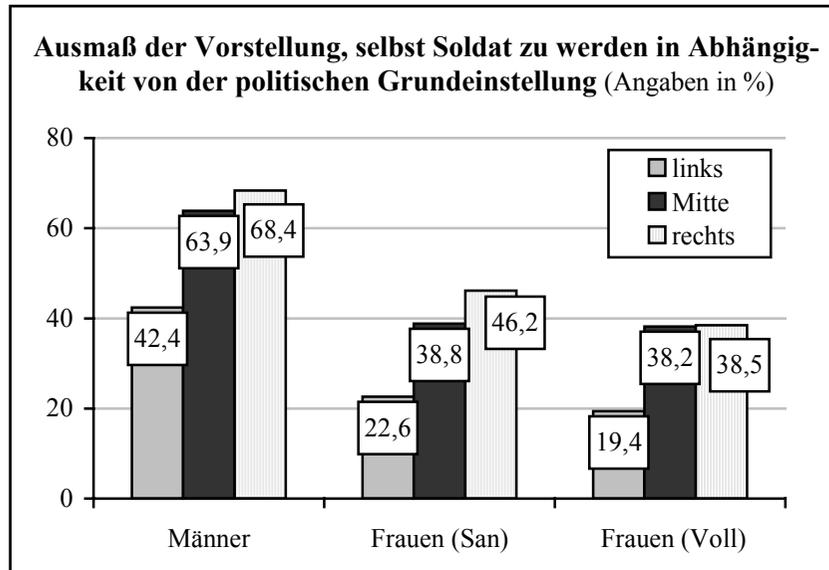


Quelle: SOWI-Bevölkerungsumfrage 1999

Wie aufgrund vorangegangener Befunde zu erwarten, steigt das Interesse an einer Tätigkeit bei der Bundeswehr mit einer eher „rechten“ politischen Grundhaltung. Während sich nur 42,4% der sich politisch „links“ einordnenden jungen Männer vorstellen konnten, Soldat bei der Bundeswehr zu werden, waren es bei den in der politischen Mitte stehenden bereits 63,9% und 68,4% derjenigen, die sich auf dem rechten Spektrum lokalisiert sehen. Die entsprechenden Interessenbeurteilungen der jungen Frauen differenzierten in gleicher Weise,

jedoch auf einem insgesamt deutlich niedrigeren Ausgangsniveau (Abb. 75).

Abb. 75: Interesse an einer Tätigkeit bei der Bundeswehr in Abhängigkeit von der politischen Grundeinstellung

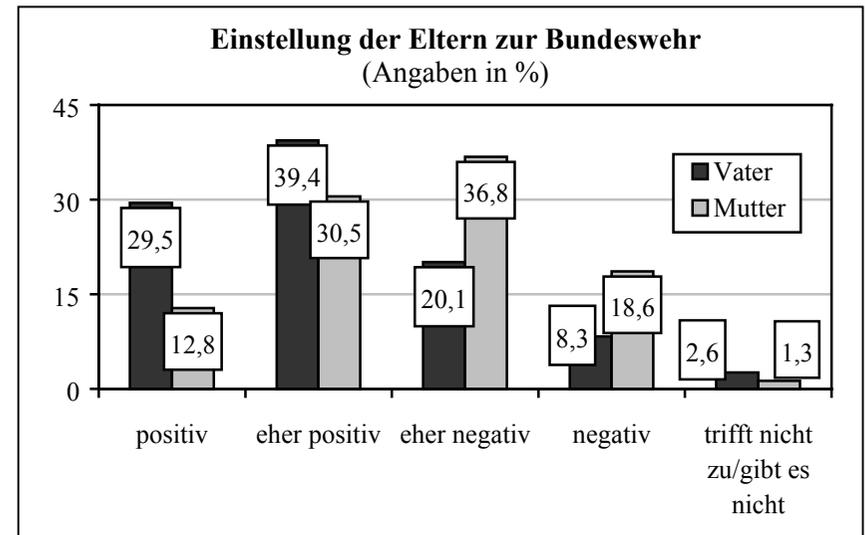


Quelle: SOWI-Bevölkerungsumfrage 1999

## 7.8 Einfluss des Elternhauses

Welchen Einfluss die Eltern auf eine Wehrdienst- bzw. KDV-Entscheidung ihres Sohnes nehmen, hängt zunächst von ihrer Einstellung zur Bundeswehr ab. Hier weisen einschlägige Untersuchungen übereinstimmend aus, dass Väter eine positivere Einstellung zur Bundeswehr aufweisen als Mütter. Die nachfolgende Grafik (Abb. 76) veranschaulicht diesen Sachverhalt. Sie beruht auf einer Repräsentativbefragung von 1.232 jungen Männern im Alter von 16 bis 20 Jahren (SINUS 1999).

Abb. 76: Einstellungen von Eltern zur Bundeswehr



Quelle: nach SINUS CLASSIC 1999

Wie sich in einer Kreuztabelle veranschaulichen lässt (Abb. 77), stimmen zumeist beide Elternteile in ihrer Bewertung der Bundeswehr überein. Die Diagonale der Tabelle, die die weitgehend identischen Einstellungen ausweist, schließt mehr als die Hälfte aller Fälle ein (643 von 1.188). Familienkonstellationen, in denen die Mutter der Bundeswehr positiver gegenübersteht als der Vater (= linke untere Matrixhälfte) sind äußerst selten. Sofern Einstellungsunterschiede berichtet wurden, beruhen diese zumeist auf einer kritischeren Einstellung der Mutter gegenüber der Bundeswehr (= rechte obere Matrixhälfte).

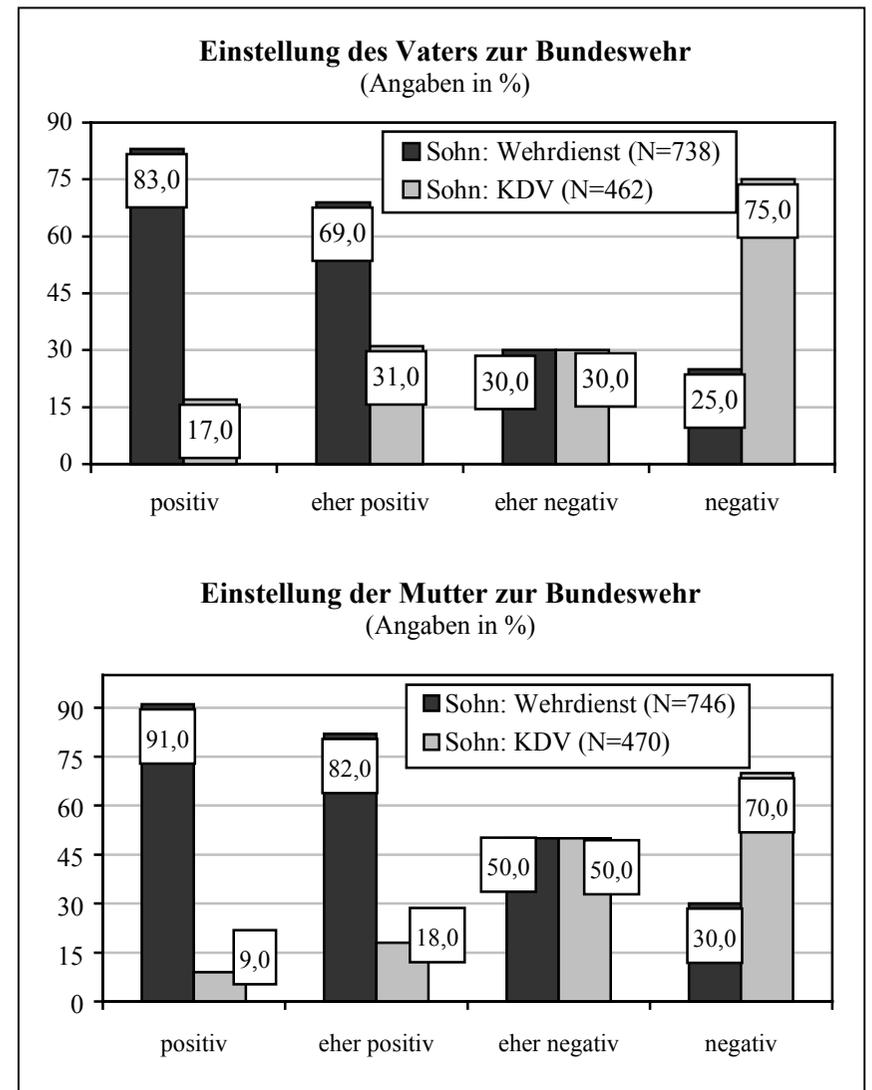
Abb. 77: Übereinstimmung der Einstellungen beider Elternteile zur Bundeswehr

		<i>Einstellung der Mutter</i>				<i>Gesamt</i>
		<i>positiv</i>	<i>eher positiv</i>	<i>eher negativ</i>	<i>negativ</i>	
<i>Einstellung des Vaters</i>	<i>positiv</i>	<b>144</b>	111	67	39	<i>361</i>
	<i>eher positiv</i>	11	<b>242</b>	182	48	<i>483</i>
	<i>eher negativ</i>	0	15	<b>176</b>	53	<i>244</i>
	<i>negativ</i>	2	2	15	<b>81</b>	<i>100</i>
<i>Gesamt</i>		<i>157</i>	<i>370</i>	<i>440</i>	<i>221</i>	<i>1.188</i>

Quelle: nach SINUS 1999

Es überrascht nicht, dass die beabsichtigte Entscheidung der Söhne für oder gegen den Wehrdienst in einem engen Zusammenhang zur grundlegenden Einstellung der Eltern steht. Dieser Zusammenhang ist in Bezug auf die Einstellung der Mutter ( $\chi^2 = 242$ ) allerdings nicht größer als in Bezug zur Einstellung des Vaters ( $\chi^2 = 248$ ). Man kann demnach feststellen, dass die Mutter das Wehrdienst/KDV-Entscheidungsverhalten des Sohnes in ebenso hohem Maße beeinflusst wie der Vater (Abb. 78).

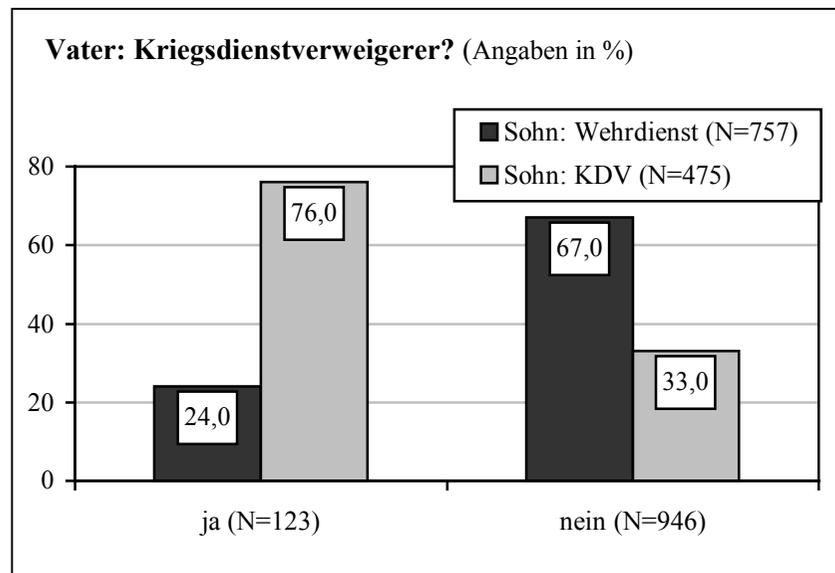
Abb. 78: Einstellung der Eltern zur Bundeswehr und Wehrdienst/  
KDV-Entscheidung des Sohnes



Quelle: nach SINUS 1999

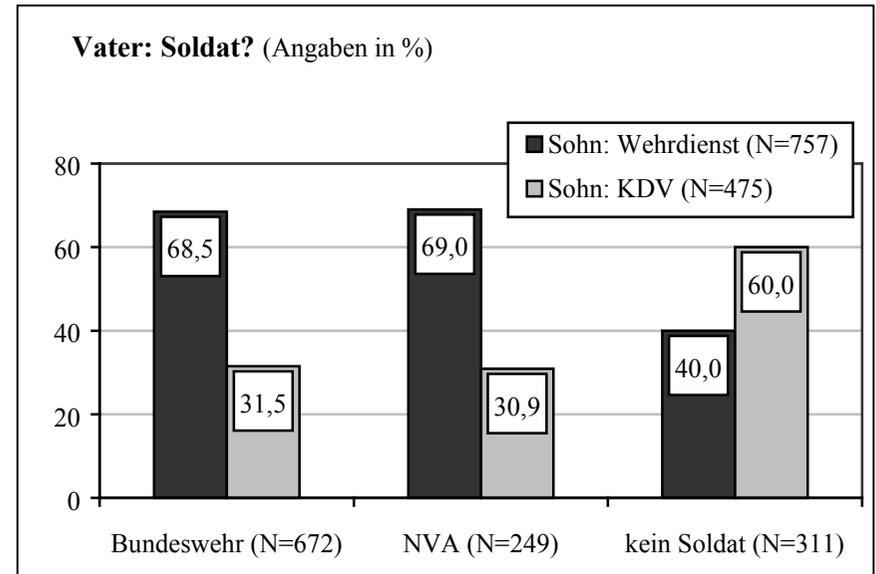
Wie erwartet zeigt die Wehrdienst/KDV-Entscheidung der befragten jungen Männer einen deutlichen Zusammenhang mit dem Sachverhalt, ob der Vater selbst Soldat war oder den Wehrdienst verweigert hatte. War der Vater Kriegsdienstverweigerer (123 von 1.232), zeigten sich die Söhne in drei von vier Fällen (94 von 123) ebenfalls KDV-geneigt (Abb. 79). Lediglich etwa 25% von ihnen geben an, Wehrdienst leisten zu wollen. Bei der Teilgruppe der jungen Männer, deren Väter Soldaten waren, waren dies immerhin knapp 70% (632 von 921), und zwar unabhängig davon, ob der Vater bei der Bundeswehr oder der NVA gedient hatte (Abb. 80). Dieser Prozentanteil wehrwilliger Söhne liegt damit deutlich über der Quote von 40% (125 von 311), die die Teilgruppe ausweist, deren Väter nie Soldaten waren. Eine „**Tradierung**“ von Wehrdienstbereitschaft vom Vater auf den Sohn, ggf. auch im Sinne einer positiven Multiplikatorfunktion des erlebten Wehrdienstes, findet demnach nach wie vor statt.

Abb. 79: Voraussichtliche Entscheidung: Wehrdienst oder KDV?



Quelle: nach SINUS 1999

Abb.: 80: Voraussichtliche Entscheidung: Wehrdienst oder KDV?



Quelle: nach SINUS 1999

## 8 Weitere Entwicklungen, Ausblick

Wie ein roter Faden ziehen sich durch das Lagebild gesellschaftliche Entwicklungen und Sachzwänge, die sich den Angehörigen der jungen Generation als besondere Herausforderungen, Möglichkeiten und Belastungen darstellen. Längst nicht alle Jugendlichen können die Chancen der neuen Arbeitswelt und die generellen Trends, wie Mobilität, Globalisierung und Multimedia, zum persönlichen Vorteil nutzen. Viele haben keine merkliche Teilhabe an diesen Entwicklungen. Die Schlagwörter „Modernisierungsverlierer“ und „digitale Spaltung“ der Gesellschaft stehen auch nach unseren Feststellungen für durchaus sichtbare und ernst zu nehmende Tendenzen innerhalb der jungen Generation. Dass sich die derzeitige Schere im Selbstwertgefühl und der Lebensperspektive relevanter Gruppen unter den Jugendlichen

nicht noch weiter öffnet, sollte allen Verantwortungsträgern Anlass für besondere Anstrengungen sein. Dieses umso mehr, als vieles dafür spricht, dass Extremismus und Fremdenfeindlichkeit, insbesondere aber auch die dramatisch angestiegene Gewaltkriminalität unter Heranwachsenden mit dem Erleben mangelnder Möglichkeiten einer Identitätsfindung und konstruktiven Selbstbehauptung einhergehen.

Die Bundeswehr ist von dieser Entwicklung insofern betroffen, als sie von vielen Jugendlichen, die nicht zu denen gehören, die sich in der neuen Arbeitswelt erfolgreich behaupten, als ein attraktives Berufsfeld angesehen wird, das ihnen eine persönliche Perspektive und gesellschaftliche Integration bieten kann. Um aus diesem Bewerberpotenzial uneingeschränkten Nutzen ziehen zu können, muss die Bundeswehr auch zukünftig großen Wert auf eine gründliche und qualifizierte Eignungsdiagnostik, auf eine Aktualisierung und Intensivierung der „Politischen Bildung“ sowie auf dienstzeitbegleitende, berufsbezogene Ausbildungs- und Qualifizierungsmaßnahmen legen.

Über dieses spezielle Problem hinaus können aus verschiedenen Einzelergebnissen bzw. Betrachtungsaspekten des Lagebildes mögliche Rückwirkungen auf die Nachwuchsgewinnung und auf personalbezogene (Struktur-)Entscheidungen der Bundeswehr abgeleitet werden:

- Die verstärkte Zukunfts- und Berufsorientierung der Jugendlichen und jungen Erwachsenen und ihr hoher Stellenwert in der Lebensplanung werden es der Nachwuchsgewinnung zunehmend erschweren, Soldaten auf Zeit zu gewinnen. Es planen nur relativ wenige Jugendliche von vornherein eine Karriere bei der Bundeswehr. Die Mehrzahl muss mit attraktiven, in die Lebensplanung passenden Ausbildungs- und Fortbildungsangeboten gewonnen werden. Hilfreich bei diesbezüglichen Anstrengungen ist die weit verbreitete positive Grundeinstellung gegenüber der Bundeswehr.

- Die Bedeutung familiärer und partnerschaftlicher Bindungen wird wohl noch weiter ansteigen. Hierdurch werden Mobilität erschwert und Abwesenheitszeiten von der Familie zur besonderen Belastung, aber auch die Attraktivität des Soldatenberufs generell beeinträchtigt.
- Von dem Umstand, dass Jugendliche ihre Lebensplanung wieder stärker mit den Eltern abstimmen, darf kein spürbar positiver Effekt auf die Wehrdienstbereitschaft erwartet werden. Zum einen überwiegen nach wie vor die grundsätzlich skeptischen Einstellungen der Mütter und der Freundinnen von Wehrpflichtigen und potentiellen Freiwilligenbewerbern gegenüber einem Dienst bei der Bundeswehr, zum anderen werden (wegen der gesunkenen Wehrpflicht- und angestiegenen KDV-Quoten) zukünftig immer weniger Väter selbst Wehrdienst geleistet haben und als Multiplikatoren wirken können.
- Alle gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sprechen dafür, dass die Bundeswehr ihre Attraktivität für bessergebildete und qualifizierte Berufsanfänger steigern muss, um potentielles Führungspersonal auch längerfristig an sich zu binden. Hinsichtlich ihres Ausbildungsangebots und ihrer „Unternehmenskultur“ muss sie mit der Wirtschaft konkurrieren können. Nur dann wird sie Profit aus dem allgemeinen Trend zu verstärkter Selbständigkeit und zu „patchwork“-Beschäftigungen ziehen können.

## Literatur

- Baacke, D.** (1997): Medienpädagogik. Tübingen.
- Beck, U.** (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Berger, R.** (2000): Die Finanzkraft der 15-24jährigen in der Bundesrepublik Deutschland – Stand 2000. München: Institut für Jugendforschung (IJF).
- Böhnisch, L.; Münchmeier, R.** (1993): Pädagogik des Jugendraums. Zur Begründung und Praxis einer sozialräumlichen Jugendpädagogik. Weinheim: Beltz.
- Bornewasser, M.** (1999): Fremdenfeindlichkeit und Rassismus als Schattenseiten der nationalen Identität? In: Bornewasser, M.; Wakenhut, R. (Hrsg.): Ethnisches und nationales Bewußtsein – Zwischen Globalisierung und Regionalisierung, 171-188.
- DeJong, G. F; Fawcett, J. T.** (1981): Motivations of Migration: An Assessment and Value-Expectancy Research Modell. In: DeJong, G.F.; Gardner, R. W. (Hrsg.): Migration Decision Making. New York: Pergamon Press, 13-58.
- DER SPIEGEL** 13/2000. Cziesche, D.; Pieper, D.: Jugend – Leicht verkrampte Zuversicht, 162-169.
- DER SPIEGEL** 21/2000. Heimbucher, D. u. a.: Die neuen Deutschen, 22-34.
- DER SPIEGEL** 24/2000. Burgdorf, S. u. a.: Diskussion ohne Tabus, 25-28.

- DER SPIEGEL** 29/2000. Mohr, J.: Bildung – Studium im Cyberspace, 62-64.
- Deutsche Shell (Hrsg.)** (1997). Jugend '97. Zukunftsperspektiven, Gesellschaftliches Engagement, Politische Orientierungen. (12. Shell Jugendstudie). Opladen: Leske & Budrich.
- Deutsche Shell (Hrsg.)** (2000). Jugend 2000. (13. Shell Jugendstudie). Opladen: Leske & Budrich.
- Elias, N.** (1985): Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- EMNID** (1999). Meinungsbild der Bevölkerung zur Sicherheitspolitik und zur Bundeswehr. Repräsentative Umfrage im Auftrag des BMVg. Bielefeld: EMNID.
- EMNID** (2000). Meinungsbild der Bevölkerung zur Sicherheitspolitik und zur Bundeswehr. Repräsentative Umfrage im Auftrag des BMVg. Bielefeld: EMNID.
- Esser, H.** (1988): Ethnische Differenzierung und moderne Gesellschaft. Zeitschrift für Soziologie, 17, 235-248.
- Ferchhoff, W.** (1999): Jugend an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile. Opladen: Leske & Budrich (2. Auflage).
- Fischer, A.** (2000): Jugend und Politik. In: Deutsche Shell (Hrsg.): Jugend 2000, 261-282.
- Fischer, A.** (2000): Jugendliche im Osten – Jugendliche im Westen. In: Deutsche Shell (Hrsg.): Jugend 2000, 283-304.

**Fischer, A.; Fritsche, Y.; Fuchs-Heinrich, W.; Münchmeier, R.** (2000): Hauptergebnisse. In: Deutsche Shell (Hrsg.): Jugend 2000, 11-21.

**Fischer, A.; Münchmeier, R.** (1997): Die gesellschaftliche Krise hat die Jugend erreicht. In: Deutsche Shell (Hrsg.): Jugend '97, 11-23.

**FOCUS 6/2000.** Wittlich, S.: PC, Pommes und Profit, 72-74.

**FOCUS 12/2000.** Esser, B. u. a.: Jugend 2000 – Die romantischen Realisten, 62-74.

**FOCUS 19/2000.** Weber, C.: Drogen: In Rauch aufgelöst. 172-178.

**FOCUS 30/2000.** Matthes, N.; Sammet, S.: Karriere – Der Ruf der weiten Welt, 163-166.

**Fricke, G.** (1999): Polizeiliche Bekämpfungskonzepte gegen rechte Gewalt und Fremdenfeindlichkeit. In: Bundesakademie für Sicherheitspolitik (Hrsg.): Gewalt und Kriminalität – Tendenzen und Gegenstrategien. Papiere Nr. 2. Bonn: Rosenberg, 31-36.

**Fritsche, Y.** (2000): Moderne Orientierungsmuster: Inflation am „Wertehimmel“. In: Deutsche Shell (Hrsg.), 93-156.

**Fritsche, Y.** (2000): Modernes Leben: Gewandelt, vernetzt und verkabelt. In: Deutsche Shell (Hrsg.), 181-220.

**Gallenmüller-Roschmann, J.; Wakenhut, R.** (1999): Eine sozialpsychologische Theorie ethnischer Identität und interethnischer Beziehungen. In: Wakenhut, R. (Hrsg.): Ethnische Identität und Jugend. Eine vergleichende Untersuchung an drei Südtiroler Sprachgruppen. Opladen: Leske & Budrich, 33-70.

- Gille, M., Krüger, W., de Rijke, J.; Willems, H.** (1998): Politische Orientierungen, Werthaltungen und die Partizipation Jugendlicher: Veränderungen und Trends in den 90er Jahren. In: Palentien, C.; Hurrelmann, K.: Jugend und Politik. Ein Handbuch für Forschung, Lehre und Praxis. Berlin: Luchterhand (2. Auflage), 148-177.
- Grell, P.; Waldmann, K.** (1999): Mobilität als Baustein jugendlicher Selbstinszenierungen. In: Tully, C. J. (Hrsg.) (1999), 157-182.
- Greve, W.; Wetzels, P.** (1999): Kriminalität und Gewalt in Deutschland: Lagebild und offene Fragen. Zeitschrift für Sozialpsychologie, 30 (2/3), 95-110.
- Hafeneger, B.** (1999): Jugendliche-Gewalt-Rechtsextremismus – Reflexionen zum gesellschaftlichen Umgang zwischen Ursachen, Erziehung und Strafrecht. In: Bundesakademie für Sicherheitspolitik (Hrsg.): Gewalt und Kriminalität – Tendenzen und Gegenstrategien. Papiere Nr. 2. Bonn: Rosenberg, 26-31.
- Hahn, A.** (1994): Die soziale Konstruktion des Fremden. In: Sprondel, W. M. (Hrsg.): Die Objektivität der Ordnungen und ihre kommunikative Konstruktion. Für Thomas Luckmann. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 140-163.
- Havighurst, R. J.** (1982): Developmental Tasks and Education. New York: Longman (1<sup>st</sup> ed. 1948).
- Hefler, G.; Boehnke, K.** (1999): CDU kontra Grün: Über den Einfluß von Sozialisationsbedingungen auf die Partizipationsbereitschaft und die Parteipräferenzen von Jugendlichen. In: Timmermann, H.; Wessela, E. (Hrsg.): Jugendforschung in Deutschland. Opladen: Leske & Budrich, 25-46.

- Heitmeyer, W. (Hrsg.)** (1997): Was treibt die Gesellschaft auseinander? Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hurrelmann, K.** (1995): Jugendliche skeptisch, aber nicht unpolitisch. Dialog, 12/1995.
- Hurrelmann, K.** (1999): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. München: Juventa (6. Auflage).
- Inglehardt, R.** (1977): The Silent Revolution. Changing Values and Political Styles Among Western Publics. Princeton.
- Kern, L.; Wakenhut, R.** (1990): Nationalbewußtsein – Zwischen „vernünftiger Identität“ und Regionalbewußtsein. In: Kohr, H.-U.; Martini, M.; Kohr, A. (Hrsg.): Macht und Bewußtsein. Weinheim: Deutscher Studienverlag, 161-175.
- Kersten, J.** (1997): Gut und (Ge)schlecht: Männlichkeit, Kultur und Kriminalität. Berlin.
- Klages, H.** (1993): Traditionsbruch als Herausforderung. Perspektiven der Wertewandels-gesellschaft. Frankfurt am Main.
- Klotz, J.-P.** (1997): „Oh Thunder Road“. Die Straße in der Popmusik zwischen sozialer Utopie und „Highway to Hell“. In: Hohm, H. J. (Hrsg.): Straße und Straßenkultur. Konstanz, 289-304.
- Kohr, H.-U.; Lippert, E.; Meyer, G.-M.; Sauter, J.** (1993): Jugend, Bundeswehr und Deutsche Einheit. Berichte, Bd. 62. München: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
- Krause, R.; Ettrich, C.; Ettrich, K. U.** (1999): Sozialer Wandel und Befinden – Unsicherheit und psychosomatische Erkrankungen. In:

Hessel, A.; Geyer, M.; Brähler, E. (Hrsg.): Gewinne und Verluste sozialen Wandels. Globalisierung und deutsche Wiedervereinigung aus psychosozialer Sicht. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 52-74.

**Kümmel, G.; Spangenberg, S.** (1998): Gewalt, Gesellschaft und Bundeswehr. SOWI-Arbeitspapier, Nr. 111. Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.

**Lash, S.; Urry, J.** (1994): Economies of Signs and Space. London u. a.

**Makimoto, T.; Manners, D.** (1997): Digital Nomad. Chichester.

**Merton, R. K.** (1968): Social Structure and Anomie. In: Merton, R. K.: Social Theory and Social Structure. New York: Free Press, 185-214.

**Möntmann, H. G.** (1994): Das Ende der Mobilität. Leben am Daten-Highway. Wien.

**Münchmeier, R.** (2000): Deutschlandbild. In Deutsche Shell (Hrsg.): Jugend 2000, 305-326.

**Negroponte, N.** (1995): Total digital. Die Welt zwischen 0 und 1 oder Die Zukunft der Kommunikation. München.

**Nolteernsting, E.** (1998): Jugend, Freizeit, Geschlecht. Der Einfluß gesellschaftlicher Modernisierung. Opladen: Leske & Budrich.

**Oerter, R.; Dreher, E.** (1998): Jugendalter. In: Oerter, R.; Montada, L. (Hrsg.): Entwicklungspsychologie, 310-395.

- Oerter, R.; Montada, L.** (Hrsg.) (1998): Entwicklungspsychologie. Weinheim: Beltz (4. Auflage).
- Opaschewski, H. W.** (1999): Generation @ – Die Medienrevolution entläßt ihre Kinder: Leben im Informationszeitalter. Hamburg: Rasch (B.A.T.).
- Pettigrew, T.; Cramer, M. R.** (1959): The demography of desegregation. *Journal of Social Issues*, 15, 61-71.
- Pfeiffer, C.; Wetzels, P.** (1997): Kinder als Täter und Opfer. Eine Analyse auf der Basis der PKS und einer repräsentativen Opferbefragung. *DVJJ-Journal*, 8, 346-366.
- Pickel, G.** (1996): Politisch verdrossen oder nur nicht richtig aktiviert? In: Silbereisen, R. K. u. a. (Hrsg.), 85-98.
- Pilz, W.** (2000): Öffnung weiterer militärischer Verwendungen für Frauen – Erfahrungen und Prognosen aus wehrpsychologischer Sicht. Stellungnahme des Fachreferats PSZ III 4 im BMVg vom 04.02.00 – Az 66-10-02/02. Bonn: BMVg.
- PKS** Polizeiliche Kriminalstatistik. (s. Greve, W.; Wetzels, P. 1999).
- Reicholf, J. H.** (1992): Erfolgsprinzip Fortbewegung. Die Evolution des Laufens, Fliegens, Schwimmens und Grabens. München.
- Rötzer, F.** (1998): Digitale Weltentwürfe: Streifzüge durch die Netzkultur. München.
- Rolfes, M.** (1996): Regionale Mobilität und akademischer Arbeitsmarkt. Osnabrücker Studien zur Geographie, Band 17. Osnabrück: Universitätsverlag Rasch.

- Sander, U.** (2000): 100 Jahre Jugend in Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 19-20/2000, 3-11.
- Schmidt, G.** (1999): Die reine Beziehung. SPIEGEL Spezial 1/1999, 110-114.
- Schrader, A.** (1999): Trend-Book 2000. München: Hypo Vereinsbank (Zentralbereich Kommunikation und Volkswirtschaft).
- Schröder, H.** (1999): Riskante Chancen – vom Standardlebenslauf zum Selbst-Gestaltungsprojekt „Persönlichkeit“. In: Hessel, A.; Geyer, M.; Brähler, E. (Hrsg.): Gewinne und Verluste sozialen Wandels. Globalisierung und deutsche Wiedervereinigung aus psychosozialer Sicht. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 41-51.
- Schulze, H.** (1999): Risikobereites Fahrverhalten Jugendlicher – Ausdruck jugendlichen Freizeitstils. In: Tully, C. J. (Hrsg.), 85-106.
- Schwägerl, C.** (2000): Falscher Ruf nach dem Staat. Berliner Zeitung Nr. 198 vom 25.08.2000, 4.
- Sennett, R.** (1995): Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation. Frankfurt am Main.
- Sennett, R.** (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Berlin Verlag (5. Auflage).
- Silbereisen, R. K.; Vascovics, L. A.; Zinnecker, J. (Hrsg.)** (1996): Jungsein in Deutschland. Jugendliche und junge Erwachsene 1991 und 1996. Opladen: Leske & Budrich.

**SINUS** Jugendumfrage 1999 (SINUS CLASSIC). Bericht. SINUS Gesellschaft für Sozialforschung und Marktforschung mbH. München.

**SINUS** Jugendumfrage 1999 (SINUS Trend). Ergebnisse. SINUS Gesellschaft für Sozialforschung und Marktforschung mbH. München.

**SINUS 2000:** Aktuelles Meinungsbild zu Sicherheitspolitik und Bundeswehr. Bonn: BMVg - Pr-/InfoStab 3.

**Spangenberg, S.** (1998) Bundeswehr und öffentliche Meinung. SOWI-Arbeitspapier, Nr. 114. Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.

**Statistisches Bundesamt (Hrsg.):** Statistisches Jahrbuch 1999 für die Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart: Metzler-Poeschel.

**Tajfel, H.; Turner, J. C.** (1979): An integrative theory of intergroup conflict. in: Austin, W.G.; Worchel, S. (Eds.): The social psychology of intergroup relations. Monterey, CA: Brooks, 33-47.

**Tapscott, D.** (1998): Net Kids. Die digitale Generation erobert Wirtschaft und Gesellschaft. Wiesbaden.

**Tenbruck, F.** (1965): Jugend und Gesellschaft. Soziologische Perspektiven. Freiburg: Rombach (2. Auflage).

**Timmermann, H.; Wessela, E. (Hrsg.)** (1999): Jugendforschung in Deutschland. Opladen: Leske & Budrich.

**Tully, C. (Hrsg.)** (1999): Erziehung zur Mobilität. Jugendliche in der automobilen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Campus, 13-37.

- Tully, C. J.; Schulz, U.** (1999): Sozialisation zur Mobilität – unterwegssein als Baustein jugendkulturellen Alltags. In: Tully, C. (Hrsg.), 13-37.
- Volke, E.** (1996): Jugendliche Trendsetter und ihre Einstellungen zum Wehr- und Zivildienst. SOWI-Arbeitspapier, Nr. 99. Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
- Volke, E.** (2000): Freizeit von Soldatinnen und Soldaten unter besondere Berücksichtigung der Betreuungseinrichtungen der Bundeswehr. SOWI-Arbeitspapier, Nr. 124. Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
- Wagner, B.** (2000): Rechtsextremismus und völkische Orientierung – Zur gegenwärtigen Lage in den neuen Bundesländern. In: Benz, W.: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 9, Frankfurt am Main: Campus, 22-34.
- Wakenhut, R.** (1999): Ethnische Zugehörigkeit, Modernisierung und Jugend in Südtirol. In: Wakenhut, R. (Hrsg.): Ethnische Identität und Jugend. Eine vergleichende Untersuchung an drei Südtiroler Sprachgruppen. Opladen: Leske & Budrich, 11-32.
- Weber, M.** (1980): Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen: Mohr (5. Auflage).
- Willems, H.; Würtz, S.; Eckert, R.** (1993): Fremdenfeindliche Gewalt. Opladen: Leske & Budrich.

## Die Autoren

**Heinz-J. Ebenrett** hat Psychologie und Betriebswirtschaftslehre an der Freien Universität Berlin studiert; Promotion zum Dr. phil. Nach einer Tätigkeit als wissenschaftlicher Assistent trat er 1977 in den Psychologischen Dienst der Bundeswehr ein. Seit September 1999 arbeitet er am Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr in Strausberg.

**Karl Hegner** studierte bis zum Vordiplom Psychologie an der Universität Erlangen-Nürnberg. Das Hauptdiplom mit dem Schwerpunkt mathematische Psychologie legte er an der TH Darmstadt ab. Seit 1976 ist er am Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr tätig – mit Schwerpunkt im Bereich Methoden und EDV.

**Peter Michael Kozielski** studierte Psychologie in Göttingen. Nach dem Diplom war er als wissenschaftlicher Angestellter in der Stimm- und Sprachabteilung der HNO-Klinik der Universität in Göttingen tätig. Promotion zum Dr. rer. nat. Januar 1980 trat er in den Psychologischen Dienst der Bundeswehr ein. Seit Februar 1998 arbeitet er am Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr.

**Ingrid Welcker** studierte Geschichte und Romanistik in München, Neuchâtel und Paris. 1. und 2. Staatsexamen für das Höhere Lehramt, Promotionsstudium der empirischen Pädagogik, Soziologie und Psychologie in München; Dr. phil. Seit 1971 am Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr als Sozialwissenschaftlerin tätig. Arbeitsschwerpunkte und Publikationen im Bereich der theoretischen und empirischen Bildungsforschung, der Freizeitsoziologie und der Frauenforschung. Lehraufträge an der Universität Augsburg im Kontaktstudium Management.